

Zeitschrift: Vox Romanica
Herausgeber: Collegium Romanicum Helvetiorum
Band: 40 (1981)

Rubrik: Kurzanzeigen = Annonces sommaires

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kurzanzeigen – Annonces sommaires

GEORG F. MEIER; BARBARA MEIER, *Handbuch der Linguistik und Kommunikationswissenschaft*, Bd. 1: *Sprache, Sprachentstehung, Sprachen*. Mit 2 Abbildungen im Text und 8 Sprachkarten in einer Mappe. Berlin (Akademie-Verlag) 1979, XIV + 552 p.

Der hier vorgelegte Band bildet den Anfang eines auf 6 Bände geplanten umfassenden Handbuchs der Wissenschaften von der Sprache, dessen Inhalt von den beiden Verfassern in Kapitel I (p. 1–16) «Die Sprache (statt einer Einleitung)» knapp skizziert wird. In Kapitel II (p. 17–36) findet man Informationen über «Die Entstehung der Sprache» im Zuge der Anthropogenese, die archäologisch-ethnographisch im Sinne Darwins beleuchtet wird, und zwar mit dem Hinweis darauf, daß der Kausalzusammenhang für die Herausbildung der menschlichen Sprachfähigkeit im Jahre 1876 von F. Engels (*Der Anteil der Arbeit an der Menschwerdung des Affen*) offenbar bereits richtig erkannt worden war. Von besonderem Interesse scheint uns jedoch das Kapitel III (p. 37–437): «Die Sprachen der Erde. Klassifikation, Übersicht nach örtlicher Verteilung, Sprecherzahl und historischen Perioden.» Der Band schließt mit einem ausführlichen Sprachenregister und einem orientierenden Stichwortverzeichnis.

Das Interesse für Inventare, Situationsbeschreibungen und Klassifikationsversuche ist in den vergangenen Jahren in erstaunlichem Maße gestiegen. Für Europa haben wir hier (*VRom.* 39, 300) bereits über Haarmann (1975) gesprochen. Ein umfassendes Arbeitsinstrument dieser Art gibt es auch für die Sowjetunion¹. Einen Überblick über die Verhältnisse in Amerika geben Kloß und McConnel; 500 zeitgenössische Sprachen beschreibt Katzner; schlecht aufgenommen wurde die Klassifikation der Sprachen der Welt von Voegelin². Eine einschlägige Publikation ist neuerdings auch aus dem Bereich der römischen Antike bekannt³.

Die hier zur Diskussion stehenden Autoren liefern eine gewaltige Liste von Sprachen in einem bis zu einem halben Dutzend Subklassen enthaltenden dekadisch gefaßten System von 288 Klassen.⁴ Kommentare findet man dort, wo es etwas zu sagen gibt. Der Begriff der

¹ Wir meinen die *Jazyki narodov SSSR*, 3 Bde., Moskau 1966, von einem Autorenkollektiv erstellt, mit ausführlichen Strukturbeschreibungen. – Vgl. A. MEILLET; M. COHEN: *Les langues du monde*, par un groupe de linguistes, Paris 1952.

² Vgl. K. KATZNER, *The Languages of the World*. Foreword by CH. BERLITZ, New York 1955. C.F. VOEGELIN; F. M. VOEGELIN, *Classification and Index of the Word's Languages*, New York-Oxford-Amsterdam 1977. H. KLOSS; G. D. McCONNELL (Hrsg.), *The Written Languages of the World: A Survey of the Degree and Modes of Use. Les langues écrites du monde: Relevé du degré et des modes d'utilisation*. 1. *The Americas. Les Amériques*, Quebec 1978. ID.: *Linguistic Composition of the Nations of the World. Composition linguistique des nations du monde*. 2. *North America. L'Amérique du Nord*, Quebec 1978. – Dazu die Sammelbesprechung von R. E. WOOD, *World* 30 (1979), 294–301.

³ G. NEUMANN; J. UNTERMANN (Hrsg.): *Die Sprachen im römischen Reich der Kaiserzeit*, Köln 1980. Erinnert sei in diesem Zusammenhang auch an A. TOVAR, *The ancient languages of Spain and Portugal*, New York 1961.

⁴ Aufgelistet sind die Sprachen auch bei H. LANDAR, *The tribes and languages of North America: A Checklist*. In: THOMAS A. SEBEOK (Hrsg.), *Current trends in linguistics*, Bd. 10, DenHaag-Paris 1973, p. 1253–1441. Situationell kommentiert und bibliographisch abgestützt erscheinen die Sprachen bei A. TOVAR, *Catálogo de las lenguas de América del Sur*, Buenos Aires 1961.

«Sprache», der bei solchen Zusammenstellungen ohnehin stark schwankt, wird da und dort manipuliert. So zerfällt «Neuhochdeutsch» (p. 83) in Deutsch der DDR, der BRD, Österreich-Deutsch und Schweizer-Deutsch (mit *Schwyzerdütsch* nicht zu verwechseln). Auch «Neuarabisch» z. B. erscheint aufgesplittet (p. 209), und zwar in die bekannten regionalen Gliederungen, deren Status jedoch weder linguistisch noch im Selbstverständnis der Sprecher klar feststeht, so daß sich ein Kommentar wohl eher als eine Auflistung anbieten würde. Derartige (und ähnliche) Fragen über viele andere Bereiche der Sprachen dieser Welt zu verfolgen, entzieht sich jedoch der Kompetenz des Rezensenten.

Das Romanische (p. 89), dessen Gliederung sich in solchen Fällen gewöhnlich recht harmlos darstellt, zerfällt in die folgenden vier Gruppen: (1) Iberoromanisch: mit den drei Schriftsprachen. Die «galicische Variante» gehört zum Portugiesischen. «Zum Katalanischen kann auch der valencische Dialekt gerechnet werden». (2) Galloromanisch: in der üblichen Dreiteilung, mit Gaskognisch-Bearnesisch jedoch als eigener Untergruppe. (3) Italoromanisch: Italienisch, Sardisch, Rätoromanisch (mit Bündnerisch, Ladinisch und Friulanisch). (4) Balkanoromanisch: Dalmatisch (vom Istriotischen ist nicht die Rede) und Rumänisch (Dakorumänisch usw. wie üblich); Moldauisch gilt als eigenständige Sprache. Die Kommentare, die übrigens stark historizistisch sind, enthalten z.T. eigenartige Gewichtungen, fragliche Stellungnahmen und einige Ungenauigkeiten, auf die wir hier nicht einzugehen brauchen.

Die Konzeption der beiden Verfasser ist deklariert klassifikatorisch, und zwar im Sinne der Stammbaumtheorie – das Wort «Zweig» fällt verhältnismäßig häufig –; die «rein geographische Einordnung» gilt demzufolge bloß als Behelf. Dies führt (wie oben schon ange deutet) zu einer maximalistischen Darstellung, die über die jeweiligen Verwandtschaftsverhältnisse jedoch ebensowenig Rechenschaft gibt wie eine geographisch (und daher eher minimalistisch) orientierte, die nicht klassifikatorisch zu sein braucht und sich demgegenüber – unter Umgehung der traditionell formulierten Verwandtschaftsproblematik – zunächst einfach an die Gegebenheiten der allgemeinen Grammatik hält. Diese Entscheidung ist für den Fortgang des Unternehmens von größter Tragweite und könnte überprüft werden.

Bei der Darstellung bestimmter Verwandtschaftsverhältnisse bleiben die Verfasser oft «vorläufig noch bei traditionellen Vorstellungen» oder versuchen, eine Synthese der verschiedenen Ansichten zustande zu bringen. So würden wir z. B. vermuten, daß die beiden Verfasser sich im Falle des Sino-Tibetischen (p. 128) und des «Tai-Zweigs» (p. 132) heimlich mit den neuartigen Ergebnissen auseinandersetzen, die der amerikanische Psychiater und Ethnolinguist Paul K. Benedict (1972, 1975) nach langjährigen Feldforschungen veröffentlicht hat. Der genannte Name fällt in der Tat, wenn auch nur zufällig, im Zusammenhang mit dem «Kadai» (p. 176). Man fragt sich deshalb, warum sich die Verfasser bei der Kompilation nicht explizit auf bestimmte, expressis verbis zitierte Autoren bezogen haben, bzw. warum sie nicht – als kompetente Herausgeber – jeweils anerkannte Spezialisten zu Wort kommen ließen, um damit dem interessierten Benutzer die Möglichkeit zu geben, sich punktuell mit den gegebenen Daten auseinanderzusetzen.

Es gäbe in diesem Zusammenhang auch zahlreiche technische Probleme zu erörtern: die Namen und Namensformen der Sprachen, die Umschriften – die sich stark an die russische Schreibweise anlehnern und deshalb die Gestalt des Registers verändern –, die geographischen Namen u. a. Trotzdem ist dieses Buch ein nützliches Informationsinstrument. Die 8 beigelegten Karten sieht man nicht ungern (auch wenn die 21 nach Großgruppierungen eingerichteten Karten des *Atlas des langues du monde* bei Meillet/Cohen 1952 nach unserer Erfahrung zugänglicher sind).

Gustav Ineichen



HERMAN PARRET (éd.), *Le langage en contexte. Etudes philosophiques et linguistiques de pragmatique*, Amsterdam 1980, 790 p. (*Linguisticae Investigationes: Supplementa 3*).

Wie der Herausgeber dieses Kollektivwerkes in seiner Einleitung (p. 1–6) betont, ist zwar die Sprache in unserem Leben omnipräsent als kommunikatives, intersubjektives, soziales Phänomen, die Wissenschaft, die sich mit diesem umfassenden Aspekt befaßt, die *Pragmatik*, aber noch vollkommen unterentwickelt: sie erscheint nicht nur als reduktionistisch, es fehlt ihr auch an einer tragfähigen theoretischen Grundlegung, so daß es nicht weiter erstaunen kann, daß sie bis heute außerordentlich wenig anerkannte und definitive Resultate gebracht hat. Die Berufung auf den interdisziplinären Charakter ihrer Fragestellungen rettet in dieser Hinsicht überhaupt nichts, ganz im Gegenteil: sie schließt ein eigenes theoretisches Statut im vornherein aus. Die Gruppe um Herman Parret ist aber nicht bereit, vor diesen Problemen zu kapitulieren und vor der anscheinend unendlichen Aspektvielfalt der Sprache *qua* Handlung zu kapitulieren: vielmehr ist es ihr Ziel, einen ersten theoretischen Kern im Sinne eines kohärenten und konsistenten Modells zu entwickeln, dessen Hauptigenschaften einerseits die Expansionsfähigkeit, andererseits die empirische Nicht-Falsifizierbarkeit der aus ihm abgeleiteten Hypothesen sein sollen. Auf diese Weise hofft man, zu einem ähnlich fruchtbaren Ansatz wie z.B. die Textlinguistik zu gelangen. Als geeignete Methodologie wird dabei der Rekonstruktion und Entdeckung gegenüber der Beschreibung und Interpretation der Vorzug gegeben.

Diesem ehrgeizigen Ziel sind die sieben (z.T. außerordentlich umfangreichen) Beiträge dieses Bandes gewidmet: 1. Herman Parret, *Pragmatique philosophique et épistémologie de la pragmatique: Connaissance et contextualité* (p. 7–189); 2. Leo Apostel, *Pragmatique praxéologique: Communication et action* (p. 191–315); 3. Paul Goetebot, *Pragmatique formelle: Théorie des modèles et compétence pragmatique* (p. 317–388); 4. Maurice van Overbeke, *Pragmatique linguistique: I. Analyse de l'énonciation en linguistique moderne et contemporaine* (p. 389–486); 5. Oswald Ducrot, *Pragmatique linguistique: II. Essai d'application: mais – les allusions à l'énonciation – délocutifs, performatifs, discours indirect* (p. 487–575); 6. Liliane Tasmowski-de Ryck, *Pragmatique linguistique: III. Essai d'application: impératif et actes de langage* (p. 577–629); 7. Norbert Dittmar et Wolfgang Wildgen, *Pragmatique sociale: Variation linguistique et contexte social* (p. 631–721). Der Band wird abgeschlossen durch einen thematischen Index (p. 723–732), einen Namensindex (p. 733–738) und eine allgemeine Bibliographie (p. 739–777), die sich aber nur auf die im Werk zitierten Arbeiten beschränkt und nicht den Anspruch erhebt, der Spezialbibliographie von Verschueren Konkurrenz zu machen¹.

«Langage en contexte» meint hier nichts anderes als realisierte Sprache *qua* Handlung in einer konkreten Kommunikationssituation; was hier vorgelegt wird ist im wesentlichen das, was Saussure mit dem Terminus *linguistique de la parole* zwar evoziert, nicht aber spezifiziert und weiter ausgeführt hat². Das hier entworfene Modell greift im Rahmen einer umfassenden Synthese zurück auf die Ergebnisse des Pragmatismus/der philosophischen Pragmatik (Peirce, Dewey; Morris, Mead³), der analytischen Sprachphilosophie (Austin, Searle, Ryle, Wittgenstein, Strawson, Grice) und z.T. auch des logischen Empirismus (v.a. Carnap, Quine) und setzt sich kritisch mit der Phänomenologie und der Hermeneutik auseinander; darüber hinaus wird auch der linguistischen Forschung hinreichend Rechnung getragen und so ein wichtiger Schritt in Richtung auf die Überwindung der verhängnisvollen Isolierung von Sprachphilosophie und Sprachwissenschaft getan. Pragmatik wird in diesem Rahmen nicht

¹ Cf. I. VERSCHUEREN, *Pragmatics: An Annotated Bibliography, with Particular Reference to Speech Act Theory*, Amsterdam 1979.

² Cf. SAUSSURE, CLG³, p. 36–39.

³ Es fehlt allerdings eine Berücksichtigung von KLAUS (auch in der Bibliographie).

minimalistisch (wie beim frühen Morris), sondern maximalistisch (wie bei Peirce) verstanden, in Absetzung von diesem aber nicht mehr ontologisch (> Semiosis), sondern epistemologisch begründet. Sie unterscheidet sich von der Semantik dadurch, daß sie sich nicht mit dem *langage en puissance*, sondern mit dem *langage en action* befaßt. Ihre Metatheorie soll nicht mentalistischer, aber ebenso wenig behavioristischer Natur sein: sie soll einem transzendentalen Antimentalismus (im Sinne Kants) verpflichtet werden, in dessen Rahmen es ihre Gesetzlichkeiten zu rekonstruieren gilt. Die Pragmatik versteht sich so als spezifische Strategie zur Rekonstruktion der Aprioris von Rede *qua* intentionale Handlungen (im Sinne von Ryle; *actions*) bzw. Typen von intentionalen Handlungen (*actes*), wobei sie sich ihren theoretischen Charakter durch eine rein formale Orientierung (unter Ausschluß des substantiellen Aspekts) bewahrt. Die daraus resultierende «Grammatik» soll sowohl generellen als auch universalen Charakter haben, d.h. sowohl die einsprachlichen Gegebenheiten als auch die übereinzelsprachlichen Voraussetzungen rekonstruieren. Deskriptive und systematische Vorgehensweise gehen dabei Hand in Hand bzw. konstituieren ein unabdingbares Spannungsfeld für die Erstellung einer Taxonomie der Subsysteme von pragmatischen Strategien. Die Zahl der weiter diskutierten Probleme wie z.B. pragmatische Präsuppositionen, Wahrheitswertfähigkeit (auch bezogen auf mögliche Welten), usw. ist derart vielgestaltig und tiefshürfend, daß hier nicht weiter auf sie eingegangen werden kann. Sowohl der Philosoph als auch der Linguist wird diese Überlegungen aber mit großem Gewinn lesen, und gleiches gilt auch für die konkreten Analysen (v.a. diejenigen von Ducrot und Liliane Tasmowski-de Ryck): Ein sicher gelungener Band⁴, der mit Sicherheit der weiteren Pragmatikdiskussion entscheidende Impulse geben wird.

Peter Wunderli



REINHOLD WERNER, *Sprachkontakte. Zur gegenseitigen Beeinflussung romanischer und nicht-romanischer Sprachen*. Tübingen (Narr) 1980. 178 p. (TBL 124).

Die Erforschung von Sprachkontakten, insbesondere in Europa, hat sich im letzten Jahrzehnt intensiviert. Das zeigen außer der obigen Arbeit z.B. P. Sture Urelands Ausgaben der Akten der zwei ersten Symposia über Sprachkontakte in Europa: *Sprachkontakte im Nordseegebiet* (Tübingen 1978) und *Standardsprache und Dialekte in mehrsprachigen Gebieten Europas* (Tübingen 1979). Diese Forschungen sind von U. Weinrechts Arbeit *Languages in Contact* stark beeinflußt; Werner verwendet denn auch den englischen Ausdruck zehnmal in seiner kurzen Einführung, was etwas zu doktrinär und ermüdend wirkt.

Es handelt sich um einen Sammelband, in dem die folgenden Aufsätze enthalten sind: Ivan Gäläbov, *Languages in Contact – ein typischer Fall: das Rumänische* (der Verfasser betont den Einfluß des Bulgarischen auf das Rumänische stärker als seine Vorgänger; das Lateinische wird geringer geschätzt, aber er schließt mit der interessanten Bemerkung: «Die Entwicklung in den letzten zwei Jahrhunderten steht deutlich im Zeichen einer Reroma-

⁴ Schade, daß eine recht große Zahl von Tippfehlern stehen geblieben sind. – Darüber hinaus ist die Akzeptabilität der verwendeten Beispiele oft fraglich, v.a. im Beitrag von H. PARRET: sollte man nicht z.B. hypothet. *si* + cond. oder subj. (p. 96ss.) vermeiden, wenn nicht gerade diese marginalen Konstruktionen thematisiert werden?

niserung des Rumänischen» [p. 28]¹); Jürgen Rolshoven, *Türkisch-aromunische Lehnsbeziehungen*; Theodor Ebneter, *Diasystem vs. Kontakt: der Ausdruck der Zukunft im Deutschen, Rätoromanischen und Nordostitalienischen*; Peter H. Nelde, *Französische Einflüsse auf eine deutsche Minderheit* (es geht um die deutschsprachigen Bewohner Belgiens, und das Material wurde der deutschen Tageszeitung Ostbelgiens *Grenzecho* entnommen; das Material ist neu, aber die Ergebnisse sind nicht aufsehenerregend: wie zu erwarten, gibt es französische und niederländische Lehnwörter und Lehnübersetzungen; der sowohl in Morphologie und Syntax wie im Wortschatz bemerkbare Zug zum Konservatismus ist in einem Randgebiet natürlich); Manfred Höfler, *Methodologische Überlegungen zu einem neuen Historischen Wörterbuch der Anglizismen im Französischen* (der Verf. zeigt, daß die Behandlung der englischen Lehnwörter im Französischen in den gängigen etymologischen Wörterbüchern [auch im FEW] unbefriedigend ist und kündigt die Vorbereitung eines neuen Wörterbuchs an, das nur den Anglizismen im Französischen gewidmet ist); Ulrich Fleischmann, *Alphabetisierung und Sprachpolitik: der Fall Haiti*; David Lawton, *Code Shifting in Puerto Rican Spanish/English*; Jean Caudmont, *La situation linguistique dans l'Archipel de San Andrés et Providencia* (Colombie); Bartomeu Melià, *La entrada del castellano en el guaraní del Paraguay*; Konrad Schröder, *The Teaching of Foreign Languages in a European Context: Problems and Principles* (der Verf. fürchtet, daß das Englische eine immer größere Rolle in Europa spielen wird und als eine Art *lingua franca* mehrere Nationalsprachen verdrängen wird; zu den gefährdeten Sprachen zählt er u. a. Isländisch und Finnisch [was m. E. völlig unrealistisch ist] und befürwortet gründlicheres Studium anderer Fremdsprachen als des Englischen; der Verfasser scheint mir viel zu pessimistisch zu sein, und die einzige wirkliche Gefahr ist, daß das Englische in der wissenschaftlichen Kommunikation andere Sprachen verdrängen mag: in der Medizin und den Naturwissenschaften ist das ja sogar in Frankreich weitgehend der Fall², und wir Vertreter der kleineren Sprachen, die wir lange mit Bedauern damit haben rechnen müssen, daß das, was wir in unserer Muttersprache schreiben, *eo ipso* als Populärwissenschaft gilt, sehen mit Interesse dem entgegen, was Deutsche und Franzosen tun werden, wenn sie im selben Dilemma sind).

Bengt Löfstedt



Standardsprache und Dialekte in mehrsprachigen Gebieten Europas. Akten des 2. Symposiums über Sprachkontakt in Europa, Mannheim 1978. Hrsg. v. P. STURE URELAND, Tübingen (Niemeyer) 1979. XIII, 266 p. (*Linguistische Arbeiten* 82).

Die Akten des 1. Symposiums über Sprachkontakt in Europa wurden i. J. 1978 unter dem Titel 'Sprachkontakte im Nordseegebiet' veröffentlicht (s. dazu Rez., *Language* 55 (1979), 960s.), und weitere Symposia zum gleichen Thema haben schon stattgefunden bzw. sind geplant. Es ist erfreulich, daß sich der Mannheimer Linguist Sture Ureland (der übrigens schwedischer Herkunft ist) energisch dafür einsetzt, daß diese Symposia zu einer regelmäßi-

¹ Auffallenderweise akzeptiert der Verfasser p. 23 ohne weiteres Lerchs Theorie, die afrz. Artikel-Konstruktion *alde la bele* gehe über das Kirchenlatein auf griechische Vorbilder zurück. Hier wie oft hat Lerch zweifellos den Einfluß der biblischen Latinität auf die romanischen Sprachen überschätzt. (Zu einer anderen Erklärung cf. LEENA LÖFSTEDT in der Coseriu-Festschrift: *Logos Semantikos IV* [1981], p. 269 ss.).

² Zur französischen Reaktion darauf vgl. etwa die Zeitschrift *Eléments* nov.-dec. 1979 p. 48.

gen Tradition werden, denn die Probleme der Sprachkontakte, Sprachinterferenzen, des Bilinguismus und der Diglossie stehen eben jetzt ganz besonders im Zentrum der wissenschaftlichen und auch der populärwissenschaftlichen und politischen Diskussion. Der Rezensent möchte der Hoffnung Ausdruck geben, daß der Mannheimer linguistische Arbeitskreis allmählich seine Aufmerksamkeit auch den Problemen des Sprachkontakts außerhalb Europas zuwenden möchte oder daß diese in einem anderen Forum, aber ebenso kompetent wie in den Mannheimer Symposien behandelt werden.

Folgende Beiträge sind im vorliegenden Bande abgedruckt: I. Bátori, Russen und Finnougrier: Zweisprachigkeit und sprachliche Interferenz. – N. Denison, Zur Triglossie in der Zahre. – E. Diekmann, Minderheitsprobleme in der Rätoromania. – K. Egger, Morphologische und syntaktische Interferenzen an der deutsch-italienischen Sprachgrenze in Südtirol. – P. H. Nelde, French Interferences among a German-Speaking Minority. – K. Rein, Neuere Entwicklungstendenzen der deutschen Sprache in Rumänien. – G. Riedmann, Bemerkungen zur deutschen Gegenwartssprache in Südtirol. – K. Steinke, Die sprachliche Situation der deutschen Minderheit in Rumänien. – Am Ende des Bandes stehen Diskussionsbeiträge und ein Mitarbeiterverzeichnis.

Es hat keinen Zweck, die verschiedenen Beiträge ausführlich zu besprechen. Ich beschränke mich daher auf einige disparate Notizen.

Bátoris Bemerkung p. 4: «Die konstitutionell garantierte Gleichheit der Sprachen der UdSSR entspricht nicht der Wirklichkeit des sowjetischen Alltags» ist selbstverständlich richtig und bedeutet eine wesentliche Korrektur des Preises der Sowjetischen Sprachenpolitik in den Akten des ersten Symposiums p. 177 (Kloß)¹. – Überhaupt ist Bátoris Beitrag einer der interessantesten im Bande; wertvoll z. B. die Tabelle p. 16, in der für 17 verschiedene finnougrische Sprachen vermerkt wird, welche von fünf charakteristisch russischen phonetischen Merkmalen sie adoptiert haben. Daß sich Estnisch, Finnisch und Ungarisch von sämtlichen frei gehalten haben, fällt nicht auf, wohl aber daß dasselbe für die kleine votische Sprachgruppe (in der Nähe von Leningrad) gilt.

Egger scheint in seiner Beurteilung der gegenseitigen Beeinflussung der italienischen Hochsprache, der deutschen Standardsprache und der deutschen Mundart in Südtirol bisweilen allzu komplizierte Problemlösungen zu bevorzugen. Zur Erklärung der Verwendung von *wann* und *wenn* statt *als* in deutsch abgefaßten Schulaufsätzen genügt es m. E. darauf hinzuweisen, daß im Italienischen ein Wort (*quando*) für *als*, *wenn* und *wann* steht; es ist also unnötig, mit Egger den Einfluß der deutschen Mundart zu bemühen (p. 92 s.).

P. H. Neldes Beitrag zum französischen Einfluß auf eine deutsche Mundart in Belgien ist z.T. eine englische Übersetzung seines Aufsatzes ‘Französische Einflüsse auf eine deutsche Minderheit’ im Sammelband ‘Sprachkontakte. Zur gegenseitigen Beeinflussung romanischer und nicht-romanischer Sprachen’, hrsg. v. R. Werner (Tübingen 1980) p. 61 ss.; in keinem dieser Aufsätze findet sich irgendeine Erwähnung der Dublette. Ich würde glauben, daß die Forschung über Sprachkontakte genug ungelöste Probleme hat, so daß man sich nicht selbst zu wiederholen braucht.

Interessant und überzeugend ist die positive Einschätzung des siebenbürgisch-sächsischen Dialekts für das Erlernen des Hochdeutschen bei Rein p. 141 s.: der Dialekt bewirke für den Wortschatz eine Bereicherung und Stabilisierung des Hochdeutschen und habe für dessen richtige Aussprache und Intonation große Bedeutung. Diese Erkenntnis dürfte allgemeine Gültigkeit haben und sollte weitere Verbreitung finden und sprachpolitisch ausgenutzt werden; die finnisch-sprechende Bevölkerung Nordschwedens sollte demgemäß ihre lokale Mundart weiter pflegen, um dadurch Standardfinnisch besser sprechen zu können, den

¹ Cf. meine Besprechung dieser Akten in *Language* 55 (1979), 960.

Chicanos in Kalifornien würde ihre Mundart zum schnelleren Erlernen des Spanischen helfen usw.

Riedmanns Beitrag über das Deutsche in Südtirol ist anregend, wird aber sicher manchen Widerspruch hervorrufen. Ein allgemeiner Einwand, der sich gegen diesen Beitrag und auch viele andere in diesem Bande richten läßt, ist, daß die Belege für Interferenz der Sprache der Mehrheit aus Schülerarbeiten und Tageszeitungen stammen. Es bleibt deshalb für den Leser unmöglich, zu entscheiden, was ad hoc-Bildung/Fehler ist und was bereits eingebürgerte Sprachgewohnheit darstellt. Es wäre Sache des Autors gewesen, die Augenblicksbildungen von den Italianismen zu trennen, die in die Umgangssprache Eingang gefunden haben (z. B. *fregieren, fifa*)². Merkwürdig ist Riedmanns Behauptung p. 150: «Südtirol kann nur zu einer eigenen Identität finden, wenn es bereit und im stande ist ..., die übermäßig starke kultur-politische Bindung an den deutsch-sprachigen Kulturgroßraum in deren reproduzierendem Charakter einzuschränken»; p. 157 wirft er den Südtirolern «Gleichgültigkeit, Nachlässigkeit, Schlampigkeit, Schludrigkeit, Wurschtigkeit und vor allem Denkfaulheit in Sachen Sprache» vor. Der Leser ist aber nicht davon überzeugt, daß die armen Südtiroler diese Schimpfwörter mehr als andere Deutschsprachige verdienen. Die zahlreichen Italianismen bei amtlichen Verordnungen und Hinweisen fallen auf, aber es handelt sich da um überstürzte Übersetzungen, die schnell gemacht wurden, um den Bestimmungen der Doppelsprachlichkeit zu genügen; falls man sich – entgegen Riedmanns Prinzip – mehr an die Formulierungen «im deutschsprachigen Kulturgroßraum» gehalten hätte, wären diese Italianismen leicht vermieden worden. – Auch in Einzelheiten gibt es in diesem Beitrag mehreres zu kritisieren. Zur Verwendung der temporalen Konjunktion *wenn* statt *als* (p. 161) ist zu bemerken, daß dies gemeindeutsch ist (Grimms Wörterbuch 14: 1, 2, 53ss.); dasselbe gilt für das ebenda behandelte *wie* im Sinne von ‘sobald’ (Grimms Wb. 14: 1, 2, 1491s.). P. 173 werden die Wörter *provokant* und *provokatorisch* unter der Überschrift «Italienspezifische lexikale Adaptationen und direkte Entlehnungen» verzeichnet; beide Wörter werden aber von Schulz-Basler, Deutsches Fremdwörterbuch und im Bilderwörterbuch der deutschen Sprache (Brockhaus Enzyklopädie, Bd. 24) verzeichnet. Eigenartig ist der folgende p. 161 als Beispiel für «Störung in der Wahl der Konjunktionen» angeführte Satz: *Ich konnte nicht kommen, warum (= weshalb) ich den Zug verloren (= verpaßt) habe; warum* wird hier nicht statt *weshalb*, sondern statt *weil* verwendet, vgl. die italienische Übersetzung p. 172: ... *perché ho perso il treno.*

Mit Erstaunen stellt man fest, daß Steinke sich p. 190 bezüglich der Sprachverhältnisse in Rumänien auf Angaben in der Zeitschrift «Spiegel» beruft. Angesichts der allgemeinen Unzuverlässigkeit dieses Sensationsorgans ist das in einem wissenschaftlichen Zusammenhang unerlaubt.

Schließlich wollen wir noch an dem folgenden Satze Denisons (p. 214) festhalten: «Ein massiver Eingriff, eine Beeinflussung der Sprache durch andere Sprachen führt nie dazu, daß sie ausstirbt. Aussterben tut sie, weil sie die Kinder nicht mehr sprechen.»

Bengt Löfstedt



² Nach freundlicher Mitteilung des Südtirolers Dr. Hugo Beikircher, der mir auch andere Auskünfte für diesen Teil der Besprechung gegeben hat.

Festschrift Kurt Baldinger zum 60. Geburtstag: 17. November 1979, herausgegeben von MANFRED HÖFLER, HENRI VERNAY und LOTHAR WOLF, Tübingen (Niemeyer) 1979, Band I, I–XXI p. + 404 p.; Band II, I–VI p. + 405–1008 p., + Photographie.

Le premier tome des Mélanges offerts à Kurt Baldinger à l'occasion de son soixantième anniversaire s'ouvre sur un court avant-propos des trois éditeurs de l'ouvrage; c'est à Georges Straka que revient l'honneur de présenter en quelques pages (p. XI–XXI) le récipiendaire, né en Suisse en 1919, assistant de recherche au F. E. W., collaborateur de Walther von Wartburg, professeur à l'Université Humboldt à Berlin-Est puis à l'Université de Heidelberg depuis 1957 jusqu'à aujourd'hui. Les deux tomes se divisent en six grands chapitres. Le premier chapitre «Sprachtheorie und Wissenschaftsgeschichte», comprend les communications suivantes: Bernard Pottier, *Sémantique et topologie* (p. 3–10); Henri Vernay, *Forme et Substance dans le cadre d'une sémantique structurale* (p. 11–21); Klaus Heger, *Ungenauigkeiten in der angeblichen Ungenauigkeit sprachlicher Zeichen* (p. 22–37); José Luis Rivarola, *Semántica del humorismo* (p. 38–53); Georg Bossong, *Prolegomena zu einer syntaktischen Typologie der romanischen Sprachen* (p. 54–68); Johannes Klare, *Etymologische Bemühungen innerhalb des volkssprachlichen Humanismus des 16. Jahrhunderts in Frankreich* (p. 69–77); Juan M. Lope Blanch, *El juicio de Ménage sobre las etimologías de Covarrubias* (p. 78–83); Wolfgang Rettig, *Erneuerung und Krise. Das französische Akademiewörterbuch im 19. Jahrhundert* (p. 84–101); Hans Helmut Christmann, *Zum Begriff der Analogie in der Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts* (p. 102–115); Germán Colón, *Cartas cruzadas entre Walther von Wartburg y Miguel de Unamuno* (p. 116–135). Le second chapitre s'intitule: «Phonetik, Morphologie und Syntax», il englobe les contributions suivantes: Ernst Pulgram, *The Accent in Spoken Latin (Proto-Romance)* (p. 139–144); Gerold Hilty, *Das Schicksal der lateinischen intervokalischen Verschlußlaute -p-, -t-, -k- im Mozarabischen* (p. 145–160); Guntram A. Plangg, *Silbenstrukturen im Altfranzösischen* (p. 161–182); Alf Lombard, ‘Je peux’ en roumain (p. 183–195); Rafael Lapesa, *Nominativo o caso oblicuo latinos como origen de demostrativos y artículo castellanos* (p. 196–207); Robert Martin, *La tournure impersonnelle: essai d'une interprétation sémantico-logique* (p. 208–219); Peter Schifko, *Das französische Adjektiv als lokaler Relator* (p. 220–244); Glanville Price, ‘Point nie bien plus fortement que pas’ – *Vaugelas que veut-il dire?* (p. 245–254); Gustav Ineichen, *Der Maṣdar im Arabischen und das innere Objekt* (p. 255–257); Hans-Wilhelm Klein, *Was bedeutet ‘Cum en Espagne venis a mal seignur’ (Ch. de Rol. 2900) ?* (p. 258–265); Eugenio Coseriu, «*Ein Weib ist ein Weib*» afr. femme que femme, rum. femeia ca femeia (p. 266–282); Halina Lewicka, *Les formules pour prendre congé dans le théâtre profane français du Moyen Age* (p. 283–292); Klaus Lichem, *Zu it. ‘lunatico come il granchio’* (p. 293–299); Henri Frei, *Définition du type ‘Les Marocaines, vous aimez?’* (p. 300–303); Walter Mettmann, *Zum Stil der ‘Cantigas de Santa Maria’* (I) (p. 304–313). Le troisième chapitre porte le titre «Wortbildung», il contient les articles suivants: Veikko Väänänen, ‘Co-’: la genèse d'un préfixe (p. 317–329); Peter Wunderli, *Die Strukturen der Wortbildungen mit ‘avant-’* (p. 330–360); Yakov Malkiel, *The Prelude to the Old French «Frequentative Action Nouns» in ‘-ēiz’* (p. 361–374); Erwin Diekmann, *Zu frz. ‘-ier’* (p. 375–391); Fritz Nies, *Von Helden und Spottfiguren. Fr. ‘-(i)ade’ und andere Suffixe als literarische Gattungssignale* (p. 392–403). Le second tome s'ouvre avec un chapitre appelé «Wort- und Begriffsgeschichte»; Erich Köhler, *Belle Négligence* (p. 407–428); Fritz Schalk, *Zum Theater Voltaires* (p. 429–447); Karl Brademann, *Die «geistige Präsenz» im Begriffssystem – Versuch einer Kategorisierung von Inhalten* (p. 448–464); Frankwalt Möhren, *Zur Funktionsweise der Synonymalabteilung* (p. 465–472); Otto Ducháček, *Les dénominations des parties du jour et leurs contenus sémantiques* (p. 473–477); Max Pfister, *Bezeichnungen von «Sauerampfer» (Rumex acetosa L.) und «Sauerklee» (Oxalis acetosella L.) im Italienischen* (p. 478–502);

Giuseppe Francescato, *Una «questione di denaro»: a proposito del campo nozionale di it. 'denaro'* (p. 503–510); Albert Henry, *'Burir' et sa famille en ancien français* (p. 511–522); Louis Remacle, *Remarques sur l'étymologie du fr. 'flamber'* (p. 523–534); Georges Straka, *Remarques sur le décès d'un mot: afr. et mfr. 'moillier'* (p. 535–551); Raymond Arveiller, *Latin médiéval 'chrysomelum', ancien et moyen français 'chrysomele': «coing» ou «abricot»?* (p. 552–561); Manfred Höfler, *Zur Bedeutungsgeschichte von fr. 'anglicisme'* (p. 562–579); Gilles Roques, *Notes d'étymologie française: I A l'envi II Piètre, pitre, pétras III Ricaner IV Qu'est-ce qu'un 'chaud lapin'* (p. 580–588); Christian Schmitt, *Gräkomane Sprachstreitschriften als Quelle für die französische Lexikographie* (p. 589–611); Åke Grafström, *Remarques sur quelques textes de Vadé* (p. 612–628); Wulf Müller, *Le Chasseron* (p. 629–642); Johannes Hubschmid, *Etymologische Prinzipien dargestellt an kat. 'escotar' «ein Kleid oben ausschneiden» und damit verwandten Wörtern vorromanischen Ursprungs* (p. 643–666); Joseph M. Piel, *Ein verschollener Keltiberismus: 'rades'* (p. 667–672); Manuel Alvar, *Un hapax legomenon de Berceo: 'coral' «corporal» (S. Or., 203 c)* (p. 673–678); Wilhelm Giese, *Lexikologisches: Mißverständnis, Umdeutung, Neuschöpfung durch Fremde, Semantischer Irrtum* (p. 679–684). Le cinquième chapitre s'occupe de «Dialektologie und Sprachgeographie»: A. M. Badia I Margarit, *Fronteres dialectals i fronteres comarcals* (p. 687–699); Corrado Grassi, *Il contributo della geografia linguistica ad una nuova lessicografia dialettale italiana* (p. 700–724); Bodo Müller, *Der Nordosten der Galloromania und die Palatalisierung von k, g vor a* (p. 725–744); Jean-Claude Bouvier, *La neige à pleine main. Les noms de la boule de neige en Provence* (p. 745–759); Maurice Delbouille, *Notules liégeoises* (p. 760–766); Heinrich Kuen, *Die Herkunft der dolomitenladinischen Wörter für «füttern»* (Zu einer Lücke im Etymologischen Wörterbuch des Gadertalischen) (p. 767–776); Helmut Stimm, *Altprovenzalische Hapaxlegomena aus der Übersetzung des Liber scintillarum* (p. 777–801). Le dernier chapitre a comme sujet «Sprachkontakt und Sprachvariation»: Gerhard Rohlfs, *Romanische Lehnübersetzungen aus germanischer Grundlage* (p. 805–812); Hans-Erich Keller, *Quelques réflexions à propos de l'influence germanique sur les dialectes de la langue d'oïl* (p. 813–828); Otto Jänicke, *Betrachtungen zu weiteren frankoprovenzalischen Wörtern vermeintlich burgundischen Ursprungs* (p. 829–841); Werner Bahner, *Sozio-kulturelle und kommunikativ-funktionelle Aspekte des französischen Einflusses auf das Rumänische* (p. 842–853); Günter Holtus, *Approches méthodiques d'une description linguistique du franco-italien* (p. 854–875); Pèire Bec, *Una letra gascona de 1402 al comte d'Armanhac. Scripta gascona e scripta tolosenca* (p. 876–889); Karl Gebhardt, *Okzitanische Renaissance?* Zur soziolinguistischen Situation im heutigen Südfrankreich (p. 890–909); Marius Sala, *Sobre el vocabulario del judeoespañol* (p. 910–916); Lothar Wolf, *Fachvokabular und Sprachgemeinschaft* (p. 917–933); Carl Theodor Gossen, *Bundesrätliche Ansprachen und schweizerische Dreisprachigkeit* (p. 934–950); Mario Wandruszka, *Kontrastive Idiomatik* (p. 951–963). Christoph Josef Drüppel a rassemblé en fin de volume une liste, celle des publications de Kurt Baldinger (p. 964–1008), il énumère 16 monographies, 157 communications, 468 comptes rendus et 11 titres pour lesquels K. Baldinger est l'éditeur, cette liste impressionnante couvre la période qui va de 1948 au mois d'avril 1979.

Marie-Claire Gérard-Zai



GEORGES STRAKA, *Les sons et les mots. Choix d'études de phonétique et de linguistique*. Paris (Klincksieck) 1979, 620 p. (*Bibliothèque française et romane, Série A: Manuels et études linguistiques* 42).

Man kann oft beobachten, wie die Zitierweise des Forschers je nach seinem Alter variiert.

Wenn er jung und noch unbekannt ist, will er seine Gelehrsamkeit zur Schau tragen und zitiert möglichst viel, besonders gern das, was an entlegenen Stellen veröffentlicht wurde. In reiferen Jahren braucht er das nicht mehr zu tun und kann sich damit begnügen, nur das wirklich Wichtige zu zitieren. Wenn er alt und berühmt geworden ist, liest und zitiert er hauptsächlich sich selbst. Ob durch diese Entwicklung die Tatsache erklärt werden kann, daß es immer häufiger wird, einem älteren Jubilar eine Festschrift mit seinen eigenen Aufsätzen statt der gewöhnlichen Sammlung von Beiträgen der Kollegen und Schüler zu überreichen?

G. Straka hat freilich beides bekommen: im Jahre 1970 eine Festschrift des althergebrachten Schlages (*Phonétique et linguistique romanes*, 2 Bände) und jetzt, 10 Jahre später, einen dicken Band mit eigenen Aufsätzen.

Folgende Aufsätze sind wieder abgedruckt: 1. *Respiration et phonation*. – 2. *La division des sons du langage en voyelles et consonnes peut-elle être justifiée?* – 3. *A propos de la question des semi-voyelles*. – 4. *Durée et timbre vocalique: observations de phonétique générale appliquées à la phonétique historique des langues romanes*. – 5. *La dislocation linguistique de la Romania et la formation des langues romanes à la lumière de la chronologie relative des changements phonétiques*. – 6. *L'évolution phonétique du latin au français sous l'effet de l'énergie et de la faiblesse articulatoires*. – 7. *Naissance et disparition des consonnes palatales dans l'évolution du latin au français*. – 8. *A propos des traitements de -ICU et -ICA dans les proparoxytons en français*. – 9. *Contribution à la description et à l'histoire des consonnes L*. – 10. *Sur la date de l'amuissement du -i final non appuyé en ancien français*. – 11. *Remarques sur la «désarticulation» et l'amuissement de l's implosive*. – 12. *Contribution à l'histoire de la consonne r en français*. – 13. *Remarques sur les voyelles nasales, leur origine et leur évolution en français*. – 14. *A propos de l'ancien français *deluer**. – 15. *Encore ANTE – *ANTIUS, a. fr. *ainz**. – 16. *LOCU – lieu, LOCO – a. fr. *lués**. – 17. *guiche et aguicher*. – 18. *A propos de la limite linguistique entre le Forez proprement dit et le Forez lyonnais*. – 19. *Une particularité intéressante de la phonétique albanaise*. – 20. *L'argot tchèque du camp de Buchenwald*.

Der Band wird von einem Vorwort Monique Parents (voller *epitheta ornantia*), einem *Curriculum vitae* (in dem das Verzeichnis der Orden und der anderen Ehrungen sowie der in verschiedenen Städten gehaltenen Gastvorlesungen interessanter für den Jubilar und seinen engsten Familienkreis als für andere Leser des Buches sein wird) und einer vollständigen und nützlichen Bibliographie¹ eingeleitet und von einer *Tabula gratulatoria* abgeschlossen.

Die meisten der abgedruckten Aufsätze sind so wichtig und interessant, daß man sich freut, sie in einem Bande bequem zugänglich zu haben. Aber natürlich ist es so, daß einige Aufsätze ihr Alter leichter als andere tragen. Bisweilen fühlt sich der Leser versucht, Einspruch zu erheben, erinnert sich aber, daß die Kritik schon vor langer Zeit gemacht wurde (z.B. bezüglich der relativen Chronologie der Lautveränderungen [Nr. 5] von Baldinger, *ZRPh*, 74 (1958), 448 ss.²) Überhaupt scheint es zwecklos zu sein, die verschiedenen Aufsätze einer Einzelkritik zu unterziehen. Ich beschränke mich daher auf ein paar Notizen.

Aufsatz Nr. 2. Der Versuch, Vokale und Konsonanten dadurch zu unterscheiden, daß gewisse Muskeln bei der Artikulation von Vokalen und andere bei der Artikulation von Konsonanten tätig seien, ist interessant. Andere Phonetiker haben dieselbe Theorie verfochten, z.B. J. Perkell, *Physiology of Speech Production* (Cambridge, Mass. 1969), 60 ss. Merk-

¹ Allerdings gab es bereits in der Festschrift v.J. 1970 eine Bibliographie; also hätte man sich hier damit begnügen können, die Produktion der letzten 10 Jahre zu verzeichnen.

² Der etwas ältere und größere Aufsatz über relative Chronologie, dem Baldingers Kritik in erster Linie gilt, wurde allerdings nicht wiedergedruckt (er erschien in der *Revue des langues romanes* 71 [1953], 247 ss.).

würdigerweise scheint Perkell die Arbeit seines Vorgängers Straka nicht zu kennen; er zitiert sie jedenfalls nicht.

Nr. 12. Bei der Behandlung der Veränderung von apiko-alveolarem zu dorso-velarem *r* im Französischen wäre es wertvoll gewesen, die gleichartige Entwicklung in anderen europäischen Sprachen mit zu berücksichtigen, vgl. z. B. zum Schwedischen G. Sjöstedt, *Studier över r-ljuden i sydskandinaviska mål* (Lund 1936) und C. Elert in der Zeitschrift *Svenska landsmål* 99 (1976), 7ss., zum Friesischen P. Jørgensen in der Festschrift J. H. Brouwer *Fryske studzjes* (1960), 287 ss.; Allgemeines zu dieser verbreiteten Veränderung bei P. Trudgill, *Language in Society* 3 (1974), 215ss.

Nr. 15. p. 550 wird die Form *POSTIUS* (statt *POSTEA*; > frz. *puis*) zu Unrecht mit einem Sternchen versehen, denn sie begegnet im 8. Jh. häufig in mittelalterlichen Urkunden Italiens (s. D. Norberg, *Syntaktische Forschungen*, 1943, p. 245). Wenn wir Strakas Beispiel folgen und eine relative Chronologie konstruieren wollen, dann liegt es nahe anzunehmen, daß *POSTIUS* nach *PRIUS* gebildet wurde und erst später **ANTIUS* (das im Lateinischen nicht belegt zu sein scheint), von dem Straka mit Recht afrz. *ainz* herleitet.

Bengt Löfstedt



Language, Literature and Life. Selected Essays by ROBERT A. HALL JR., Illinois (Jupiter Press) 1978, 295 p. (Edward Sapir Monograph Series in Language, Culture and Cognition 5).

Professor Robert A. Hall does not need any introduction. He has always been and still is immensely productive, and although he has written both on Hungarian and the creole and Pidgin languages, his main field is that of this journal. Hardly any of us who are dealing with Romance linguistics has not used his *Bibliografia della linguistica italiana* (second edition 1958, later supplements), and we follow with great interest the rapid publication of his *magnum opus: Comparative Romance Grammar (1: External History of the Romance Languages, 1974; 2: Protoromance Phonology, 1976)*.

Since Hall's papers are so numerous and are scattered widely in different journals and *Festschriften*, we are grateful that he has gathered some of them in one volume. As the title of the book indicates, they are divided into three groups: I. Language, II. Literature, III. Life. According to the preface he has chosen them «for their methodological interest from among those which have not been incorporated into books». I list the titles of those in the first group:

Review of Jaberg and Jud, A.I.S. – The Papal States in Italian linguistic history. – Sex-reference and grammatical gender in English. – Idiolect and linguistic super-ego. – Thorstein Veblen and linguistic theory. – Italian[z] and the converse of the archiphoneme. – Standard Italian and dialect in Gadda's *Pasticciaccio*. – The etymology of Italian *casamatta*. – To hyphenate or not to hyphenate. – Old Spanish stress-timed verse and Germanic superstratum. – The Roumanian definite article and noun-phrase. – The syllable in Italian phonology. – Why a structural semantics is impossible. – The semantics of the Roumanian neuter. – The structure of music and of language. – Review of Izzo: Tuscan and Etruscan. – Reflexification and regrammaticalization. – Review of Vachek: Written language. – How Picard was the Picardy third? – It. *pregno*, Eng. *preggy* and derivational morphology.

It would not serve any useful purpose to review or comment in detail upon these papers, of which the first one was published in 1942, the last in 1977 and which have been reprinted

virtually without changes (but with the notes reworked), although they are so stimulating that it is hard to withstand the temptation¹.

Even if Professor Hall is mainly a linguist, we are grateful to have some of his literary papers also in this volume. It is more doubtful whether it was worth while to reprint here the publications grouped together in the section "Life". Here we find a *mixtum compositum* of political articles, fiction, and letters to the editor. This is lightweight material without scholarly value with the interest centered mostly on political and cultural issues. On the other hand, Professor Hall has a strong personality which sets its imprint also on scholarly publications: he has never been afraid of showing his colors and of fighting, even if it has meant siding with the underdog²; since many of the reprinted scholarly papers have this controversial personal touch, the volume is well rounded off by the pure *documents humains* of section III; the reviewer must confess, however, that he may be more favorably inclined than others towards this section, since he happens to agree with several of Prof. Hall's standpoints (e.g. concerning the naïveté of the peaceniks, that abortion is murder, etc.).

Bengt Löfstedt



HARRI MEIER, *Neue lateinisch-romanische Etymologien*, Bonn (Romanisches Seminar der Universität Bonn) 1980, 330 p. (*Romanistische Versuche und Vorarbeiten* 53).

Harri Meier, auteur de très nombreuses et excellentes études étymologiques¹ présente dans cette dernière publication vingt nouvelles études qui forment la suite de ses *Lateinisch-*

¹ Concerning the use of the neutral *it* in contemptuous reference to a person (31), cf. German *das Mensch*. In the Frisian language this pejorative use of the neuter is quite frequent, see ERNST LÖFSTEDT, *Beiträge zu einer nordfriesischen Grammatik* 1 (1968), 15ss. On p. 32 we read; «It would be unthinkable for an Italian family, say, to name a girl *Paolo*... or to call a boy *Paola*»; but what about the use of the name *Maria* for a boy in catholic Romance-speaking countries?

² His polemics against the so-called idealistic school in Romance linguistics are well remembered. Recently I read a letter to the editor in which he attacked Chomsky. Even in his fascinating memoirs (*Stormy Petrel in Linguistics*, 1975) he stepped on some sensitive toes and provoked an angry review by D. HYMES in *Language* 56 (1980), 648ss.

1 Citons-en quelques unes: Kat. «atansar», in: *Estudis romànics* VIII, Barcelona 1961, p. 175–178. – *Ein dunkles Farbwort*, in: *Wort und Text* V, Frankfurt, p. 101–110. – *Die romanische Familie von fr. écot «Baumstumpf»*, ASNS 200 (1964), 161–190. – *Zur Geschichte der romanischen Etymologie*, ASNS 201 (1965), 81–109. – *Rehabilitierte Etymologien*, RF 80 (1968), 201–219. – *Le soleil et les grenouilles*, in: *Mélanges R. Lejeune*, p. 1637–1650. – *Das Baret. Interpretation und Vergleich*, in: *Festschrift W. Pabst*, p. 246–252. – *Parentescos inesperados*, *Anuario de Letras*, Mexico 1973, 200–209. – *Die Sporen*, in: *Festschrift H. Papajewski*, p. 37–45. – *Die Siesta und ital. seso 'Zirkel'*, *Romanica* 6, (1973), p. 105–116. – *Vitis, vitta, viere*, in: *Studia hispanica in honorem R. Lapesa*, p. 427–438. – *Phantasie des Volkes und Phantasie der Etymologen*, in: *In memoriam A. Jorge Dias*, p. 318–337. – *Zwei Familien zweifelhafter Herkunft*, in: *Philologica romanica* (1975), 299–311. – *Garçon, valet, vassal*, in: *Scritti in onore di G. Bonfante*, p. 473–487. – *Zur Geschichte der Erforschung des germanischen Superstratwortschatzes im Romanischen*, in: *Sprachliche Interferenz, Festschrift W. Betz*, p. 292 – 334. – *Frz. crotte, (se) crotter; creton*, RF 88 (1976), 16–26 (en collaboration avec I. BURR). – *Tanzen*, ASNS 203 (1967), p. 321–344 (avec G. DE PEÑA). – *Zur Problematik des germanischen Einflusses auf den romanischen Wortschatz*, ASNS 205 (1969), p. 257–288 (avec SIGRID DE GELÓS).

*romanische Etymologien*², précédées à leur tour de son étude *Primäre und sekundäre Onomatopöien*³.

Dans sa nouvelle publication, il s'occupe de certains mots dont l'étymologie est restée fort incertaine ou peu satisfaisante. Il examine l'origine des mots suivants et de ceux qui appartiennent à leurs familles dans différentes langues et dialectes romans (et parfois même dans d'autres):

1° **flauta* – fr. *flûte*;

2° a. esp. et cat. *impla*, esp. *grîmpola*, port. *grimpa*, it. *gueffa*, all. *Wimpel* (et sa famille germanique);

3° fr. *flèche* et *flèche de lard*; la connexité de ce dernier avec le lat. **vittula* qui s'accorde avec lui plus ou moins dans la plupart de ses acceptations;

4° port. *britar* et fr. *débiter*, provenant du lat. *vitta*, et leur polysémie;

5° lat. pop. *piccare* et *beccus*; selon l'auteur, ce dernier s'étant évolué de *piccus*, les deux mots ont la même étymologie identique à celle de *spica/spicus*;

6° les mots désignant la tresse: a) provenant de *trina* (dérivé de *trini* ‘trois à trois’): it. *trina*, occ. *trena*..., b) dérivés à partir de *tertius/tertiare*: fr. *tresse*, it. *treccia*..., c) ceux qui résultent de la contamination des radicaux de *tertius* et *terni*: esp. *trenza* et port. *trança*;

7° lat. *restare* et ses dérivés dans les langues romanes, all. *Rast* et *rasten*, galloromain *tas*;

8° fr. *trumeau*, cat. *turmel* et leurs familles étymologiques;

9° faire *gille*; *gille* provient-il de *Gilles*; occ. *far gilha* est-il apparenté avec *gilho* ‘va-t-en’?

10° *glui* provient-il de *colluvium*?

11° les mots en *-got(er)* et *cot(er)*: *dégoter*, *écot(er)*, *ergot(er)*, (*h*)*argot(er)*, (*h*)*aricot(er)* et *ragoter*, leurs variantes et leurs dérivés; port. et galic. *saracotear*, esp. *recotín/recotán*;

12° fr. *jaillir*; six étymologies différentes; les (quasi)équivalents en port. (*jorrar/chorrar*, *surdir*, *surtir*, *xurdir*, *enxurrar*) et en esp. (*chorrar*, *surtir*) et les dérivés de ceux-ci: port. *jôrro/chôrro*, *xorro*, (*en*)*xurreiro*, (*en*)*xorro*, *xurre*, *enxurrada*..., esp. *chorro*, *chorra*, *chorrota*, *chorrutada*, *churre*, *churrete*, *churrullero*... L'auteur y ajoute un petit chapitre sur l'histoire des hypothèses étymologiques de *aune* et un autre, plus important, sur l'étymologie du verbe *sortir*;

13° fr. *grelot(ter)*; H. Meier étudie le problème de sa filiation sémantique en se servant aussi des mots français dialectaux et même des mots germaniques (surtout allemands) ayant la même origine étymologique; les brefs chapitres à part sont consacrés aux mots **grodare* ‘couver’, **grolla* ‘botte’ et *grogatjan* ‘grouiller’.

14° les racines de quelques mots qu'on croit d'origine germanique ou onomatopéique: fr. *patte* ‘languette d'étoffe, de cuir...’ et ses variantes dans d'autres langues et dialectes romans; ce mot, qu'on croit emprunté au langobard. **paita* ‘habit’, peut être dérivé du lat. *pes*; fr. *patte* qu'on croit d'origine onomatopéique peut également provenir de *pes/*peditare/*pettare/*pattare*. On peut accepter la même étymologie: a) pour it. *spaccare*, fr. *potu* ‘pataud’, *poche* et leurs dérivés qu'on explique comme apparentés aux mots langob. **pakka*, *spakhun*, germ. **pauta* et francique **pokka*, b) fr. *pacoter*, it. *pacchiare*, wallon *poche* ‘tache de boue’, port. *pecha* qu'on croit d'origine onomatopéique;

15° lat. **tirare*; une assez vaste étude (p. 245–266) de son origine (il ne provient ni du germanique *tairan*, ni du latin ecclésiastique *martyrare*), de sa connexité avec *trahere* et du rapport entre *tirer* et *martirier* en ancien français;

16° esp. et port. *enredar* (<lat. *inrotare*) et les mots apparentés;

² *Untersuchungen zur Sprach- und Literaturgeschichte der romanischen Völker*, Wiesbaden (Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur) 1980.

³ Heidelberg 1975.

17° esp. *mella* et port. *mela* tirent leur origine du radical *mol-* (lat. *mollis*);

18° esp. *vera* et port. *beira*; il y a plusieurs hypothèses de leur origine; Corominas la cherche dans le mot celtique **baria*, DEEH dans gall. *aba* (< lat. *alapa*), García de Diego trouve que esp. *vera* et cat. *vora* descendant de lat. *ab ora*; H. Meier propose une nouvelle théorie qui nous paraît convaincante, bien que compliquée: *vera* ainsi que *beira* sont dérivés de **alaparia* dérivé à son tour de *alapa* dont les deux premières syllabes furent supprimées ayant été pris pour à *la* (<*ad illam*);

19° esp., port. et cat. *rosca* ‘vis, pas de vis’, dont l’étymologie fut proclamée par Corominas pour «un problema al parecer insoluble», peut avoir sa source dans **reobsecare* dû à la contamination de *resecare* et **obsecare*;

20° fr. *fournir*, it. *fornire*, esp. et port. *fornecer* proviennent plutôt du lat. *frunisci* – *fruniscere* – **frunire* que du germ. *frumjan*.

Dans chacune de ces vingt études, dont nous avons essayé d’esquisser l’idée principale ou d’indiquer le sujet, l’auteur nous apprend d’abord les opinions et les théories des chercheurs qui se sont successivement occupés de l’étymologie des mots en question. Il cite le plus souvent Diez, Meyer-Lübke, Gamillscheg, Corominas, Bloch, Wartburg, Spitzer, Stürzinger, Thurneysen, García de Diego, Rohlfs, Scheler sans toutefois oublier de mentionner les idées de beaucoup d’autres linguistes. Il rapporte les passages les plus importants de leurs explications, les commente et critique très objectivement faisant remarquer les pour et les contre. Il présente ensuite au lecteur sa propre solution du problème.

Tout en partant dans ses considérations de l’évolution phonétique et de l’influence possible de différents phénomènes linguistiques, tels la contamination, l’onomatopée, le substrat, l’emprunt, etc., il n’oublie pas que pour trouver une étymologie correcte il ne suffit pas de s’occuper de la forme, mais qu’il faut également respecter le sens, les acceptations et leur filiation. Ses déductions sont par conséquent convaincantes. Ce qui frappe surtout le lecteur, c’est l’érudition de l’auteur. Son ouvrage est accompagné d’une bibliographie et de deux index: celui des choses et celui des mots.

Otto Ducháček



OTTO DUCHÁČEK, *L'Evolution de l'articulation linguistique du domaine esthétique du latin au français contemporain*, Brno (Univerzita J. E. Purkyně) 1978, 259 p. (*Spisy Univerzity J. E. Purkině v Brně, Filozofická fakulta* 213).

C'est avec un grand intérêt que tous ceux qui s'occupent des problèmes de la structuration du lexique ont accueilli le nouveau livre de M. Otto Ducháček.

L'œuvre dont nous voulons présenter aujourd’hui les traits principaux a été publiée dans la collection des travaux de la Faculté des Lettres de l’Université J. E. Purkyně de Brno et elle représente l’analyse détaillée de l’évolution du champ conceptuel de la beauté depuis le latin classique jusqu’au français contemporain.

L'auteur s'intéresse depuis de longues années à la théorie de la recherche sémantique et il cherche à résoudre le problème de l'organisation du lexique de la langue. Parmi les travaux voués à ces problèmes, citons p. ex.: *Le champ conceptuel de la beauté en français moderne*, SPN, Praha 1960; *Etude comparative des champs conceptuels*, *Philologica Pragensia* 9, (1966); *Les problèmes de la théorie des champs linguistiques*, dans: *Actas del XI Congreso Internacional de Lingüística y Filología Románicas*, Madrid 1968; *Différents types de champs linguistiques et l'importance de leur exploration*, *ZFSL Beihefte, Neue Folge*, 1 1968; *Sur le problème de la structure du lexique*, dans: *Actes du XII^e Congrès international de linguistique et philologie*

romanes, Bucarest 1970; *Sur le problème de la structuration progressive du lexique*, dans: *Interlinguistica, Festschrift Wandruszka*, Tübingen 1971; *Les microstructures lexicales, leurs modifications et leurs transformations*, dans: *Actes du XIII^e Congrès International de linguistique et philologie romanes à Québec*, 1971, etc.

Le livre démontre de façon très évidente que la théorie des champs linguistiques qui envisage l'étude de la structure du lexique comme l'exploration de divers plans des rapports fonctionnels peut être considérée comme une méthode féconde des recherches lexicologiques.

Comme point de départ, l'auteur se décide à étudier les expressions de beauté en latin qui est non seulement la phase la plus ancienne du français mais aussi la source la plus riche des emprunts lexicaux pendant plusieurs siècles. Le matériel dépouillé des dizaines d'œuvres littéraires et de dictionnaires démontre 183 expressions latines contenant l'idée de beauté. Dans le premier chapitre intitulé «Domaine latin» (p. 9–52), on peut suivre la répartition des termes de beauté au centre du champ, à sa périphérie et dans quatre aires spéciales (l'aire de la beauté supérieure, élégante, artificielle et agréable) après avoir étudié les éléments de leurs contenus.

Dans la deuxième partie du livre intitulée «Domaine français» (p. 53–232), nous admirons la richesse des matériaux réunis et analysés (des centaines expressions françaises dépouillées de 224 œuvres littéraires et dictionnaires). Cette partie est divisée en 9 sous-chapitres (XII^e–XX^e siècles), chaque sous-chapitre contient l'analyse minutieuse du matériel, le commentaire intéressant des phénomènes observés, un tableau statistique contenant les mots souvent employés avec l'idée de beauté dans leur contenu et la liste des textes dépouillés. Le nombre des mots contenant l'idée de beauté varie de 101 au XII^e siècle à 296 au XIX^e et à 263 seulement au XX^e siècle. L'auteur cherche à comprendre comment les faits historiques, sociaux, culturels et autres influencent le nombre et le sens des mots dans ce domaine.

Il prête son attention aux rapports entre les lexèmes respectifs (p. ex. la parenté sémantique), à leur fréquence, applicabilité syntaxique, combinabilité et à leur aptitude de se composer avec d'autres lexèmes. Il montre aussi comment ces rapports changent et comment, par la suite, la structure du lexique peut être modifiée, quels sont les passages entre les domaines apparentés du lexique au cours de l'évolution de la langue.

L'auteur dégage ses conclusions à la fin des chapitres en y ajoutant les tableaux statistiques des lexèmes étudiés les plus fréquents et ensuite dans le chapitre final intitulé «Observations et réflexions finales» (p. 233–250). Il a toujours pris soin d'éviter toute subjectivité. Les conclusions théoriques sont formées graduellement dans les réflexions sur les phénomènes étudiés et elles sont toujours confrontées avec les résultats des recherches (en comparant les étapes successives, on arrive de la synchronie à la diachronie).

L'auteur souligne que le lexique s'articule en champs conceptuels qui représentent «les structures hiérarchisées renfermant toutes les unités lexicales qui ont en commun un certain concept». Il montre que le champ conceptuel se compose d'un centre et de plusieurs aires dont le nombre varie avec le temps. Il se rend compte que pour découvrir la structure intérieure du champ conceptuel d'une langue, il faut prendre en considération non seulement les mots littéraires, mais aussi les mots familiers, populaires, argotiques, etc., c'est-à-dire la somme de tous les lexiques partiels.

L'auteur étudie aussi deux tendances opposées: celle de la convergence (elle rapproche, dans le champ conceptuel, les lexèmes qui ne sont pas apparentés étymologiquement) et celle de la divergence sémantique (grâce à laquelle les mots appartenant à une famille étymologique se trouvent dans plusieurs aires ou bien même dans plusieurs champs). Il prête ensuite son attention à l'instabilité du contenu de la plupart des membres du champ, à la combinabilité des expressions de la beauté, à l'influence du contexte et aux facteurs qui déterminent le choix des expressions de la beauté.

Le grand mérite de l'œuvre présentée est de reposer sur une documentation très complète et précieuse à laquelle le lecteur pourra constamment se référer. Le livre de M. Ducháček a prouvé de nouveau que l'exploration d'un champ conceptuel rend le lecteur capable de se faire une idée générale sur l'ensemble des rapports structuraux existant dans le lexique.

Vlasta Hronová



PAUL SCHEUERMEIER, *Il lavoro dei contadini. Cultura materiale e artigianato rurale in Italia e nella Svizzera italiana e retoromanza*, a cura di MICHELE DEAN e GIORGIO PEDROCCO, 2 vol., Milano (Longanesi) 1980.

Unter den italienischen Fachleuten haben P. Scheuermeiers wort- und sachkundliche Arbeiten wie auch seine Aufnahmen für den AIS längst die verdiente Anerkennung gefunden. 1963 wurde er von der Accademia della Crusca zum *socio corrispondente* ernannt. Einen weitern Leserkreis hat aber bis vor kurzem in Italien nicht einmal seine wichtigste Publikation, das *Bauernwerk in Italien, der italienischen und rätoromanischen Schweiz* (1943/56), gefunden. Vor 15 Jahren gab ein italienischer Verleger den Plan, das zweibändige Werk in einer Übersetzung herauszubringen, auf, weil ihm das Interesse zu gering und das finanzielle Risiko zu groß schien. Seither haben sich die Verhältnisse gründlich geändert. Ein neues Interesse für die Sachkultur und vor allem für die damit verbundenen sozio-ökonomischen Probleme ist erwacht¹. Was Mitte der 60er-Jahre der Aktualität zu ermangeln schien, wird heute als ein wichtiger Beitrag zur italienischen Sozialgeschichte gewertet. «Un testo classico» nennt Michele Dean, Professor für Geographie an der Facoltà di lettere e filosofia der Universität Urbino, das *Bauernwerk* in der *Presentazione* zum 1. Band. Und Giorgio Pedrocco, Professor für Geschichte der Wissenschaft und Technik an derselben Fakultät, formuliert die Zielsetzung der Publikation in folgender Weise: «La presente traduzione non è solo un doveroso complemento di una ricerca linguistica sull'Italia, rimasta sino a oggi unica per il suo carattere di completezza, ma vuole anche rendere disponibili utili materiali per il dibattito presente oggi nella ricerca storiografica italiana sui contenuti della storia contemporanea e sui modi e i percorsi attraverso i quali la storia sociale possa emergere anche nell'arco cronologico contemporaneo» (p. XVII). Und weiter: «... si tratta ora di approfondire ... il discorso sui materiali per trarre da queste fonti apparentemente mute la storia degli 'organi produttivi dell'uomo sociale', per ripercorrere poi con maggiori elementi di conoscenza la storia delle strutture sociali» (p. XIX).

Was Paul Scheuermeier aufgrund scharfer Beobachtung in Worten analytisch klar dargestellt und mit Bildern (Fotos und Holzschnitten) illustriert hat, wird von Pedrocco – wenigstens in Ansätzen – in einen sozialgeschichtlichen Zusammenhang gestellt. Beide Herausgeber zollen dem Verfasser hohes Lob. Lob gebührt aber auch denen, die die italienische Edition vorbereitet, betreut und herausgebracht haben: den Herausgebern, den beiden

¹ Dieses Interesse wird von den beiden Herausgebern in den Anmerkungen zur *Presentazione* durch bibliographische Hinweise dokumentiert, die sich fast ausschließlich auf die 70er-Jahre beziehen. Bezeugt wird es ferner durch die Ausstellung, die das Istituto Nazionale di Grafica in Rom am 20. Mai 1981 unter dem Titel «Paul Scheuermeier, fotografie e ricerca sul lavoro contadino in Italia 1919–1935» eröffnet hat. Der reich illustrierte Ausstellungskatalog (mit einer Würdigung der Persönlichkeit und des Werks) ist mit demselben Titel bei Longanesi in Mailand erschienen. Als Herausgeberin zeichnet die Initiantin der erfolgreichen «Mostra», MARINA MIRAGLIA.

Übersetzerinnen Isabella Gaudenzi und Katharina Dori Egger – sie haben die nicht leichte Aufgabe im ganzen vorzüglich gemeistert – und nicht zuletzt dem Verlag. Die graphische Gestaltung ist mustergültig. Paul Boeschs Holzschnitte kommen gut zur Geltung. Die Photographien (viele davon vergrößert) sind dank der modernen Reproduktionstechnik ansprechender und zum Teil deutlicher geworden.

Siegfried Heinimann



INES ANGELA PELLEGRINI, *Die Diminutive im Deutschen und im Italienischen*, Zürich (Juris) 1977, VIII + 281 p.

Das Übersetzen von Diminutivbildungen scheint auf den ersten Blick bei den am meisten verbreiteten europäischen Sprachen keine allzugroßen Schwierigkeiten zu bereiten, lassen sich doch solche Formen in der Zielsprache nicht allein analytisch (d.h. 'klein' + Substantiv) oder synthetisch (d.h. Substantiv + Suffix), sondern auch durch eine Kombination beider Verfahren wiedergeben. Da aber Diminutive beim Übersetzen in eine andere Sprache auch unübersetzt bleiben können und die analytische Wiedergabe des Typs 'klein' + Substantiv noch zahlreiche andere Adjektive (z.B. im Deutschen *schmal, winzig, gering, dünn, kurz, leicht* usw.) zuläßt, ergeben sich schon etwas kompliziertere Verhältnisse. Berücksichtigt man schließlich noch, daß die Frequenz der möglichen Übersetzungen von Diminutiven einer Sprache sehr unterschiedlich ausfallen kann (es lassen sich aus der Kombination der oben erwähnten Übersetzungsmöglichkeiten insgesamt 18 verschiedene Typen zusammenstellen!), so wirft das Übertragen der Diminutive doch einige Fragen auf, vor allem, wenn, wie in der vorliegenden Zürcher Dissertation, zwei Sprachen behandelt werden, die beträchtliche Unterschiede im Gebrauch der Diminutive aufweisen. Für den Sprachpraktiker ist es nicht uninteressant zu sehen, wie die deutschen Übersetzer der drei italienischen Romane (Italo Calvino, *Marcovaldo*, Torino 1966, Carlo Cassola, *Un cuore arido*, Torino 1961 und Carlo Emilio Gadda, *Quer pasticciaccio brutto de via Merulana*, Milano 1974) und die italienischen Übersetzer der vier deutschen Romane (Heinrich Böll, *Das Brot der frühen Jahre*, Heinrich Böll, *Der Zug war pünktlich*, Max Frisch, *Homo Faber* und Günther Grass, *Die Blechtrommel*) diese Schwierigkeiten gemeistert haben, wie z.B. die analytische Wiedergabe italienischer Diminutive im Deutschen (*straducola* > schmale Quergasse; *giardinetti* > kümmerliche Gärten oder *villaggetti* > winzige Weiler (p. 89) oder die Frequenz der einzelnen Übersetzungstypen im Italienischen und Deutschen (vgl. p. 156 und p. 267). Besonders aufschlußreich sind jeweils die tabellarischen Zusammenfassungen am Ende des einzelnen Kapitels, wie z.B. am Ende des zweiten Kapitels zur Übersetzung deutscher Diminutive (p. 155–160) und zur Übersetzung italienischer Diminutive am Ende des dritten Kapitels auf den Seiten 266–271. Für Übersetzer lohnte es sich, diese Tabellen eingehender zu betrachten, denn sie lassen erkennen, wie stark der Einfluß der Vorlage sich auf die Verwendung von Diminutiven auswirken kann. Während in den authentischen deutschen Texten 39,9% der Diminutive mit *-chen* oder *-lein* gebildet werden und 53,3% der Diminutive analytisch wiedergegeben werden, verschieben sich diese Prozentangaben sehr stark in den übersetzten Texten unter dem Einfluß der jeweiligen italienischen Originale. Mehr als die Hälfte aller Diminutive (50,64%) werden jetzt synthetisch gebildet und nur noch 44,8% nach dem Typ 'klein' + Substantiv. Ähnliche Veränderungen ergeben sich mutatis mutandis auch für das Italienische, bei dem die synthetische Diminutivbildung von 82,91% in den Original-

texten auf 66,66 % in den übersetzten Texten zurückgeht und andererseits die analytische Diminution von 15,57 % auf 28,7 % zunimmt (p. 273).

Auf ähnliche negative Interferenzen hat schon C. Th. Gossen in einem Aufsatz in der *Vox Romanica* 15 (1956), 164–187 hingewiesen. Bei der Übersetzung italienischer Alterata (d.h. Diminutiv- und Augmentativbildung) ins Französische wurden Diminutive mit dem Suffix *-in-* in ca. 50 % aller Fälle überhaupt nicht diminutivisch wiedergegeben, da den französischen Übersetzern keine formale Suffixentsprechung zur Verfügung stand, dagegen wurden Diminutive mit dem Suffix *-ett-* in nahezu 70 % aller Fälle auf irgendeine Weise diminutivisch übertragen, wohl in Anlehnung an vorhandene französische Suffixe. Dahinter steht natürlich auch noch das alte Problem, ob die Übersetzung gleichsam eine Neuschaffung des Textes sein soll oder sich eng an die Vorlage anlehnd bewußt als Übersetzung verstanden werden will. Andererseits zeigt sich aber auch sehr deutlich, daß gute Übersetzungen selbst kleinere Probleme, wie das der Diminutivübertragung, ernst nehmen müssen. Dies am Beispiel des Deutschen und Italienischen sichtbar gemacht zu haben, ist nicht zuletzt ein Verdienst von Pellegrinis Untersuchung.

Stefan Ettinger



FREDE JENSEN, *The Old Provençal Noun and Adjective Declension*, Odense (Odense University Press) 1976, 177 p. (*Etudes romanes de l'Université d'Odense* 9).

Das Altkzitanische hat keinen Überfluß an morpho-syntaktischen Studien. Man wird deshalb diese Arbeit von F. Jensen lebhaft begrüßen. Es handelt sich vorerst einmal um eine solide Materialsammlung auf der Basis von Texten des 11. bis 15. Jahrhunderts. Dabei werden alle zusammengestellten Formen aus dem Vulgärlatein hergeleitet, was zu einer Fülle von treffenden und klugen Bemerkungen führt. Ich denke zum Beispiel an den Hinweis auf die bisher zu wenig scharf erkannte Existenz einer Gruppe von Kollektiva auf *-a* (*ossa, folha, paira, cilha*, etc.), die aus einem lateinischen Neutrum Plural hervorgegangen sind und ihre pluralische Bedeutung bewahrt haben, obwohl sie im Okzitanischen formal als Feminina im Singular behandelt werden (wobei daneben oft ein Maskulinum steht, das eine normale Pluralbildung kennt: *folh / folhs* neben *folha*; cf. p. 32–38). In anderen Fällen vermag ich dem Autor nicht gleich vorbehaltlos zu folgen, so etwa, wenn er bei den Feminina auf *-a, -ane* (*púta / putá[n]*) im Gegensatz zu J. Jud germanischen Einfluß ganz ausschließt, obwohl er selbst erwähnt, daß die Bildung in der *langue d'oc* unvergleichlich viel seltener ist als in der *langue d'oïl*¹. Wie erklärt sich der eklatante Unterschied zwischen Süd- und Nordgallien? Nur die Tatsache, daß sich im Okzitanischen wegen dem Verstummen des auslautenden *-n* die Opposition zwischen Rektus und Obliquus auf eine Akzentopposition reduziert hätte (*púta / putá*) kann nicht als hinreichender Grund betrachtet werden (cf. p. 29), nachdem gerade Jensen der Nachweis gelungen ist, daß *molher* keineswegs flexionslos ist, sondern eine auf Akzentwechsel beruhende Kasusopposition kennt: *mólher / molhér* (p. 25, 40–41). Warum soll bei der Verbreitung des *ane*-Typus, dessen Häufigkeit in Nordfrankreich selbst übrigens von Osten nach Westen abnimmt, germanischer Einfluß nicht mit im Spiele sein, wobei die rein formale Grundlage durchaus bereits lateinisch vorgegeben ist?

¹ Nebenbei bemerkt, ist es mehr als störend, wenn Juds Auffassung als «*hypothesis of Germanic substratal influence*» bezeichnet wird (p. 28).

Gewisse Vorbehalte wird man auch in bezug auf die Möglichkeit machen, chronologische oder sogar geographische Schlüsse aus der Materialsammlung zu ziehen. Dazu ist sie zu heterogen. Literarische Texte (zum Teil aus Anthologien exzerpiert) stehen neben den von Brunel herausgegebenen Urkunden. Nur die letzteren sind genau datierbar und lokalisierbar, während man bei den literarischen Texten ohne Rückgriff auf die kritischen Ausgaben nicht einmal weiß, wann – geschweige denn wo – die zitierte Form niedergeschrieben worden ist. Im Hinblick auf die Frage des *Verschwindens* der Zweikasusflexion im Okzitanischen wäre dies aber wichtig, wobei natürlich überdies in Rechnung zu stellen wäre, daß sich die – konservative – Literatursprache ohnehin für solche Fragestellungen weniger gut eignet als die *scripta*². So bleiben die im letzten Kapitel («The Collapse of the Declension System», p. 123–137) gegebenen Hinweise auf eine geographische Staffelung des Deklinationszerfalls von der Gascogne zum Limousin und der Auvergne vorläufig noch wenig abgesichert³.

In bezug auf den Flexionszerfall sei zur Ergänzung noch folgendes erwähnt: In einer schönen Studie hat G. Moignet gezeigt, daß der Flexionszerfall im Altfranzösischen sehr stark von der syntaktischen Funktion abhängig ist (G. Moignet, *Sur le système de la flexion à deux cas de l'ancien français*, TLL 4/1 [1966], 339–356). Ohne Moignets Studie zu kennen (oder wenigstens ohne sie zu erwähnen), liefert F. Jensen interessantes Material, das eine gewisse – bei systematischer Erforschung wohl noch deutlicher in Erscheinung tretende – Parallelität zwischen der altokzitanischen und der altfranzösischen Entwicklung zeigt. In folgenden Funktionen tritt der Obliquus anstelle des Rektus besonders früh und häufig auf: Vokativ⁴ und Prädikatsnomen nach *aver nom, far se, venir, tornar se, ser levatz, ser sach, ser elegitz, semblar*⁵. Ferner stellt Jensen einen frühen Zerfall der Flexion in Vergleichen fest. Auch dafür gibt es Parallelen im Altfranzösischen⁶.

Diese Bemerkungen zeigen, daß die Arbeit von F. Jensen – über ihren unbestreitbaren Wert als Materialsammlung im Rahmen der historischen Morphologie hinaus – als Grundlage für neue interessante Fragestellungen dienen kann.

G.H.



² Daß auch die *scripta* nicht ungebrochen die «practices of the spoken vernacular» wiedergibt, welche F. JENSEN (p. 135) in Gegensatz zum «literary usage» stellt, ist selbstverständlich. Zu wie wertvollen und interessanten Ergebnissen eine entsprechende *scripta*-Studie jedoch gelangen kann, zeigt – im nordfranzösischen Bereich – eine Untersuchung von C. TH. GOSSEN: *Remarques sur la déclinaison en ancien picard*, TLL 9/1 (1971), 197–207.

³ Ich halte freilich eine solche Staffelung für durchaus möglich, cf. G. HILTY, *Westfränkische Superstrateinflüsse auf die galloromanische Syntax*, in: *Festschrift Walther von Wartburg zum 80. Geburtstag*, Tübingen 1968, I, p. 493–517, besonders p. 506; ferner *RF* 87 (1975), 421–423.

⁴ Cf. JENSEN, p. 125–129; MOIGNET, p. 347 und 353.

⁵ Cf. JENSEN, p. 129–131; MOIGNET, p. 348–349.

⁶ Cf. «Deus cum ume dormit» (PH. DE THAUN, *Bestiaire*, v. 443), «Jesus vous commanda, com home corporel» (*Aiol*, v. 6244). KR. NYROP, der diese Beispiele zitiert (*Grammaire historique de la langue française*, V, Copenhague 1925, p. 130), sagt zu den Vergleichen: «Cependant on trouve aussi l'accusatif, ce qui laisse supposer que *comme* a été regardé comme une sorte de préposition.»

ANNABELLA DEGAN CHECCHINI, *Il Vergier de cunsollacion e altri scritti* (manoscritto GE 209),
Torino (Claudiana) 1979, XCVIII + 219 p. (*Antichi testi valdesi I*).

Die alte Literatur der Waldenser ist bis heute noch immer zum größten Teil unpubliziert. Dies gilt auch – und ganz besonders – für die rund 20 in einer dem Altokzitanischen ähnlichen Sprache abgefaßten Handschriften, obwohl kürzlich Hans-Rudolf Nüesch die Bibelübersetzung von Carpentras allgemein zugänglich gemacht hat¹. Enea Balmas (Mailand) und Luciana Borghi Cedrini (Turin) unternahmen es nun, im Rahmen einer neuen Reihe diese sowohl für die Geschichte des Okzitanischen wie auch für diejenige der Waldenser und des Waldensischen zentralen Werke systematisch zu publizieren. In einem ersten Schritt sollen in 10 Bänden die in Genf, Dublin und Cambridge aufbewahrten erbaulichen, moralischen, theologischen usw. Traktate und Predigten erscheinen. Später soll dann auch das große Korpus der Bibelübersetzungen² (v.a. des Neuen Testaments) in Angriff genommen werden.

Der vorliegende 1. Band der Reihe gibt den Inhalt der Genfer Handschrift 209 (wohl Mitte des 16. Jahrhunderts entstanden; Papier; 172 Folien) wieder. Verantwortlich für die Ausgabe ist Annabella Degan Checchini, die den ersten Teil der Einleitung, die Edition, die Indices (Bibelzitate; im Ms. zitierte Autoren) und das Glossar bearbeitet hat. Luciana Borghi Cedrini zeichnet für den zweiten Teil der Einleitung (Sprache von GE 209 und Waldensersprache; Editionsprinzipien; Analyse der sprachlichen Eigenheiten; Aufbau des Glossars) verantwortlich; überdies fungierte sie als philologische Beraterin bei der Erstellung von Text und Glossar.

Der außerordentlich gepflegt wirkende Band beginnt mit einer Präsentation der allgemeinen Problematik von E. Balmas (p. III–VIII). Aus der Feder von Anna Degan Checchini folgen dann Handschriftenbeschreibung, Geschichte der Handschrift und ihrer Kenntnis, Inhaltsangabe und Strukturanalyse des Manuskripts (p. XI–XL). Daran schließt der zweite Einleitungsteil von L. Borghi an (p. XLI–XCVIII).

Die offensichtlich komposite Sammelhandschrift selbst enthält die folgenden zehn Texte: 1. *Pistola* (p. 3–10), Teil eines anderweitig vollständig überlieferten Traktats, das die Gläubigen zur Frömmigkeit aufruft; 2. *Pensiers* (p. 11–13), eine Sammlung von das tägliche Leben der Gläubigen betreffenden Ratschlägen; 3. *De la penitencia* (p. 15–25), ein Traktat, in dem die Unterscheidung zwischen falscher und wahrer Buße ausführlich diskutiert wird; 4. *Que cosa sia pecca* (p. 27–54), eine Abhandlung über die 7 Todsünden und die Mittel, mit deren Hilfe man sie vermeiden kann; 5. *Motas cosas con lass quals deorian moure l'ome* (p. 55–77), eine Abhandlung über die 20 *pecca de la lenga*; 6. *La oracion de Manaseses* (p. 79), eine Vulgarisierung des apokryphen alttestamentlichen Textes; 7. *Glosa Pater nostre* (p. 81–102), ein Kommentar zum Vaterunser; 8. *De las 4 cosas que son avenir* (p. 103–147), eine Darstellung der Dinge, die jedes Menschenleben bestimmen bzw. bestimmen sollten: Tod, Jüngstes Gericht, die (12) Strafen und die (12) Paradiesfreuden; 9. *Nota de li orde de angel de paradis* (p. 149), eine kurze Darstellung der 9 Engelchöre³; 10. *Vergier de cuncollacion* (p. 151–83), eine sowohl an ihrem Ende als z.T. auch im Innern lückenhafte, auf Sentenzen von Kirchenvätern, Theologen usw. beruhende Abhandlung in 5 Kapiteln über Sünden und Tugenden, Hölle und Himmel. – Nach Auffassung von Annabella Degan Checchini ist die Anordnung der einzelnen Teile nicht zufällig; sie glaubt vielmehr eine wohlgedachte Progression innerhalb der Handschrift feststellen zu können (p. XXXVI–XL).

¹ Cf. H.-R. NÜESCH, *Altwaldensische Bibelübersetzung*. Manuskript Nr. 8 der Bibliothèque municipale Carpentras, 2 vol., Bern 1979 (RH 92 A/B).

² Cf. P. WUNDERLI, *Die altokzitanischen Bibelübersetzungen des Mittelalters*, Frankfurt a/M 1969, p. 27–34, 35ss.

³ Cf. W. BABILAS, *Untersuchungen zu den Sermoni Subalpini*, München 1968, p. 185–96.

Soweit dies aufgrund der beiden reproduzierten Seiten (123a, 154a; zwischen p. XXVI/XXVII und XLII/XLIII) festgestellt werden kann, ist die Ausgabe im großen und ganzen sorgfältig und zuverlässig⁴. Entsprechend den Ausführungen p. L ss. wird im allgemeinen nach modernen Kriterien verfahren: Unterscheidung u/v und i/j/y nach heutigem Gebrauch, moderne Majuskelsetzung, moderne Interpunktions usw. Auch die Abkürzungen werden aufgelöst – allerdings ohne Kennzeichnung. Dies ist außerordentlich bedauerlich, denn gerade bei einem mischsprachlichen, eine rein literarische Koine darstellenden Text⁵ wird eine linguistische Interpretation dadurch in zahlreichen Punkten fragwürdig, ja ist eigentlich in verlässlicher Form nicht mehr zu leisten. Unverständlich ist mir auch, wieso das oft diskutierte *enaym^a* als *enayma* und nicht als *enaysi coma* aufgelöst wird, obwohl Luciana Borghi p. LIII/LIV ausdrücklich für diese Lösung plädiert; die von ihr offensichtlich noch gesuchte explizite Stütze für die Lösung ist inzwischen von Nüesch geliefert worden⁶.

Gewisse Vorbehalte sind auch gegenüber anderen Punkten im zweiten Teil der Einleitung zu machen. Die Diskussion über den Charakter der waldensischen Literatursprache (p. XLI ss.) wird ausschließlich aufgrund von längst überholten Aussagen zu diesem Punkt geführt (Diez, Foerster, Morosi); v.a. wenn man diese Ausführungen der vorzüglichen Darstellung bei Nüesch gegenüberstellt, wird ihre Dürftigkeit eklatant⁷. Vorbehalte sind auch gegenüber der phonologischen Interpretation der Graphien angebracht (p. LXII ss.), da die Verfasserin die modernen Skriptastudien überhaupt nicht zur Kenntnis genommen hat. Und schließlich: was soll ein Glossar, das zwar rund 2000 Lemmata mit ihren (it.) Übersetzungen umfaßt, aber keine einzige Stellenangabe liefert? Eine lexikologische Untersuchung des Textes bzw. der in ihm enthaltenen, z.T. hochinteressanten Lexien ist ohne ein vollständiges Neuxzerpieren vollkommen unmöglich!

So sehr wir diese Ausgabe als solche begrüßen und ihren Wert auch anerkennen, so dringend würden wir uns für die zukünftigen Bände der Reihe ein höheres philologisches Niveau für den sprachlichen Kommentar und das Glossar wünschen.

Peter Wunderli



MANFRED RAUPACH / MARGRET RAUPACH, *Französische Trobadorlyrik. Zur Überlieferung provenzalischer Lieder in französischen Handschriften*, Tübingen (Niemeyer) 1979, 188 p. (Beih. ZRPh. 171).

L'objet de cette étude est d'examiner les pièces occitanes conservées dans les chansonniers médiévaux français. La première partie du travail (chap. I–IV) présentant tous les documents de ce type fut soutenue comme thèse de doctorat sous la direction du professeur U. Mölk. La seconde partie du travail est un essai de description de cette langue mixte «franco-occitane».

⁴ An kleineren Versehen bzw. Abweichungen habe ich auf den 2 Seiten festgestellt: p. 137 Z. 5 *don l. dont*; p. 137 Z. 8 *alegra l. allegra*; p. 167 Z. 26 *denant l. devant*; p. 168 Z. 2 *en l. in*.

⁵ Cf. hierzu BALMAS, p. VI/VII; BORghi CEDRINI, p. XLVI. – Gesamthaft gesehen scheint der Habitus der Sprache durchaus demjenigen der Bibel von Carpentras vergleichbar zu sein, wenn auch die piemontesisch-italienische Komponente ausgeprägter ist.

⁶ Cf. NÜESCH, *Altwaldensische Bibelübersetzung II*, p. 41/42. N 197.

⁷ Cf. NÜESCH, *Altwaldensische Bibelübersetzung II*, p. 152–62.

Ce bilinguisme roman (alternance de deux langues vulgaires différentes) tend au contraste expressif, mais en fait, peu de compositions poétiques présentent cette caractéristique; à part le fameux *Descort de Raimbaut de Vaqueiras* *Eras quan vey verdeyar*, István Frank, dans son Introduction du *Répertoire métrique de la poésie des troubadours*, (T. 1, 1953, p. XVII) énumère des pièces à plusieurs langues, outre celle de Raimbaut citée, celle de Bonifazio Calvo (101, 17), sirventès en provençal, portugais et français, de Cerveri (434a, 40) cobla en portugais, provençal, français et italien (?), et des tensons avec des partenaires allophones: Raimbaut de Vaqueiras et une interlocutrice fictive (392, 7) en provençal et génois; Raimbaut de Vaqueiras et Conon de Béthune (392, 29) en provençal et français; Geoffroy, comte de Bretagne, et Gaucelm Faidit (178, 1) en français et provençal. Nous trouvons également des pièces de troubadours composées en langue étrangère, en l'occurrence en français, Gaucelm Faidit (167, 50), chanson française et Rainaut de Trez Sauzes (415, 2), cobla en français. Le fait le plus fréquent est la contamination linguistique qui se produit et qui donne naissance à ce que les auteurs nomment «eine künstliche Mischsprache» (p. 1). Peu de traits de contamination linguistique remontent aux auteurs médiévaux et peuvent être interprétés comme des moyens stylistiques particuliers, mais ils sont le fait de copistes et d'une tradition manuscrite souvent fort complexe. Les textes à langue mixte nous sont transmis par des chansonniers français relativement anciens, c'est-à-dire encore au XIII^e siècle. Pour une série de chansons de troubadours, les versions «francisées» représentent même les témoignages connus les plus anciens. Déjà, en 1893, Louis Gauchat notait à propos du chansonnier, dont il situait la compilation vers 1200, «la restitution de ce recueil nous donnerait donc le plus ancien chansonnier provençal dont nous avons connaissance». (L. Gauchat, *Les poésies provençales conservées par des chansonniers français*, R 22 [1893], 388). On compte près de 20 *Unica* sans attribution et «mehr als 30 Melodien, die zusammen mit den 'Französierungen' aufgezeichnet sind, gelten bislang als singulär» (p. 3). Quant à l'interprétation de ces pièces, il y a trois possibilités envisagées par I. Frank: «S'agit-il là de pièces provençales plus ou moins défigurées par l'orthographe des scribes du Nord, ou bien de pastiches composés 'à la manière' provençale ou encore de pièces provenant de ces régions intermédiaires entre le Nord et le Midi dont les caractères linguistiques sont, pour ce qui concerne la critique textuelle, si fuyants?» (*Op. cit.*, § 21). La question reste ouverte. Les manuscrits examinés par les auteurs sont les suivants: Ms Kp (Kopenhagen, Kgl. Bibliothek, Thott 1087; Ms W (M), Paris, B.N. fr. 844; Ms X (U), Paris, B.N. fr. 20050; Ms Y, Paris, B.N. fr. 795; Ms δ (T), Paris, B.N. fr. 12615; Ms ε, Roma, Vat. Reg. 1725; Ms ζ (C), Berne, Burgerbibliothek 389; Ms η, Roma, Vat. Reg. 1659 en plus, quelques manuscrits contiennent une chanson isolée ou une citation, par exemple, MSS I, O, S, V, etc. M. et M. Raupach analysent les 109 pièces, en indiquant: 1. le nom du troubadour, s'il a y lieu, 2. l'édition, 3. le numéro de la pièce et l'*Incipit*, 4. le manuscrit, 5. le genre littéraire de la pièce, 6. l'édition particulière de la pièce (qui peut être identique au numéro 2). Un chapitre est consacré aux degrés de francisation des textes; d'une part aux gallicismes de graphie et de l'autre, aux gallicismes de langue. Cette vue d'ensemble des chansons occitanes francisées permet d'acquérir une meilleure connaissance de la production lyrique et de préciser plusieurs points: d'une part, le mode de transmission des manuscrits de poésie lyrique médiévale est fort diversifié, ce qui rend plus difficile la comparaison et l'apparentement éventuel des parties occitanes dans les chansonniers français, d'autre part, la pluralité de lectures, la multiplicité des variantes singulières et rares rendent un classement très aléatoire.

Quant à la langue de ces pièces, 93 des 109 chansons, sont écrites dans une langue mixte artificielle, qui présente des lacunes dans la systématisation des formes particulières. Nous trouvons même individuellement des tentatives de traduction. Les essais de reconstructions de textes écrits en langue mixte n'offrent pas de solution au problème des pièces anonymes.

Quant à la localisation de ces manuscrits, le centre culturel où cette francisation aurait eu lieu a été étudié par les auteurs. Ils optent pour deux régions: la France du Nord, plus précisément la Picardie et Arras, pour les manuscrits W et δ et l'Est de la France, la Lorraine, pour les manuscrits X, ζ et Y.

L'étude se termine par une vaste bibliographie (p. 177–182), par les sigles des pièces (il est regrettable que les auteurs n'aient pas cru bon d'ajouter les incipits, ce qui éviterait un renvoi constant à l'ouvrage de A. Pillet / H. Carstens, *Bibliographie der Troubadours*, Halle a. S., 1933), et par un index des mots (p. 184–188).

Marie-Claire Gérard-Zai



GÉRARD MOIGNET, *Grammaire de l'ancien français. Morphologie – Syntaxe*, Paris (Klincksieck) 1973, 445 p. (*Initiation à la linguistique, série B*, 2).

Quiconque connaît les monographies importantes de M. Moignet sur la grammaire historique du fr. s'attend à trouver sa grammaire de l'ancien française excellente. On est frappé, néanmoins, par la haute qualité du livre. La simple disposition de la matière (morphologie – syntaxe) rend l'œuvre facile à utiliser malgré les répétitions¹, et permet au lecteur, même novice, d'apprendre de nombreux détails intéressants sans se perdre. Un chapitre spécifique et fort instructif sur l'ordre des éléments de l'énoncé fait partie de la syntaxe (p. 343ss.). La grammaire souligne utilement le caractère multidialectal de l'ancien fr., aspect très souvent négligé; de même, elle attire l'attention du lecteur sur la différence entre la syntaxe poétique et la syntaxe libre². On sait également gré à l'auteur d'avoir inclu une note linguistique qui commente le système de G. Guillaume et explique la terminologie psycho-systématique employée dans la grammaire. Un index minutieux et une vaste bibliographie complètent le livre.

Remarques de détail:

P. 14: à noter que la préposition *en* dans l'ex. unique de la séquence non contractée *en le* (masc.) fait partie de la locution *enz en* (Theb. 5661 *n'en y ot nul ne brun ne bai / que il ne siet enz en le tai*). On pourrait attribuer la construction irrégulière à l'influence de la construction *enz le* qui aurait été possible dans le même contexte³.

Le traitement morphologique de l'adverbe est quelque peu superficiel: *de jour*, p.ex. n'est pas un adv. de manière (p. 35). A ajouter un renvoi de p. 60 *doins* à p. 65 *doint, doinst* et vice versa; de même un renvoi de p. 62 *-oiz < ETIS* à p. 67, désinences du futur et vice versa.

La méthathèse picarde du type *duerra* (futur de l'inf. *durer*) correspondant donc à un inf. à *r* intervocalique (cf. Gossen, *Gr.* p. 114) aurait dû être signalée p. 55.

En ce qui concerne les désinences, difficiles du point de vue du développement phonétique, de l'imparfait de la 1^{re} conj. (*chantoue, -oues, -out < -ABAM*, etc., p. 66) et du parfait (*chanta*, cf. it. esp. *cantó < -AUT, -AVET, -AVIT*, p. 71), je les expliquerai par une tendance à distinguer ces deux catégories de l'action passée.

¹ P.ex. *cist* et *cil* sont, pour la morphologie, des mots démonstratifs (p. 43); et, pour la syntaxe, soit des déterminants démonstratifs (p. 111s.), soit des pronoms (p. 152s).

² Cf. p.ex. *un gant, un boton*, etc., p. 277, et *aller, estre + -ant* p. 192, p. 201s., de même l'anté-position du participe, p. 350.

³ *enz en le* est d'ailleurs une leçon peu sûre, cf. l'éd. de G. RAYNAUD DE LAGE (1968, *CFMA* 94 et 96). II, p. 143: *enz enz le t. ms. C; es enz le t. ms. B*. Cette éd. donne *giet* au lieu de *siet*.

Aux exemples cités p. 113 sur le démonstratif articloïde ajouter Auc. XXIV, 42 *Os! fait cil, por le cuer que cil Sires eut en son ventre*, ex. cité p. 127. – «Presque entièrement inusitée», dans l'emploi d'article démonstratif (cf. p. 113), la forme du pl. *celes* permet cependant à Jean de Vignay, un Normand qui vécut à Paris pendant la première moitié du XIV^{es}., d'exprimer l'opposition suivante: 3,1 *por ce sont iceles choses devant mises que ices ... plus isnelement fussent entendues* (trad. de *Ideo illa praemissa sunt, ut haec ... intellegerentur celestius*). En effet, l'usage des art. démonstratifs *celes, cestes* au détriment de *ces*, varie dialectalement, étant fréquent dans le Sud-Ouest de l'aire fr., même exclusif en saintongeais; c'est d'ailleurs aussi le domaine qui préfère *ceus* à *ces* dans l'emploi de l'article démonstratif (cf. A. Dees, *Etude sur l'évolution des démonstratifs en ancien et en moyen fr.* [1971], p. 102, p. 110 et p. 112, – titre à ajouter dans la bibliographie).

P. 143: A propos de Mort Artu 108, 14: Il me semble que *eus logier* 'se loger' pl., est plutôt la règle en ancien fr., tandis qu'au sg. on dirait *soi logier* (cf. mon édition du Végèce de Jean de Meun [1977], p. 46).

Leena Löfstedt



DIETER MESSNER, *Einführung in die Geschichte des französischen Wortschatzes*, Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 1977, XI + 128 p.

Eine lange schwere Krankheit hat mich daran gehindert, schon in einem früheren Zeitpunkt zu dieser Untersuchung aus der Feder eines ehemaligen Schülers aus meiner Wiener Zeit Stellung zu nehmen. Ist es an sich schon für den ehemaligen Lehrer nicht leicht, bei solchen Rezensionen ganz objektiv zu sein, so wird mir im vorliegenden Fall die Aufgabe noch schwerer gemacht, da inzwischen zwei recht widersprüchliche Besprechungen erschienen sind: eine sehr scharfe, welche die Arbeit Meßners als «mißglückten Versuch» bezeichnet¹, eine wohlwollende, welche darin eine «verdienstvolle und willkommene Neuerscheinung» erblickt². Beide Rezessenten verfügen in lexikalischen Fragen über sehr beachtliche Sachkenntnis und ein sicheres Urteil. Sollte, wie so oft, die Wahrheit in der Mitte liegen? Mit dieser rhetorischen Frage kann es in dieser Kurzzeige freilich nicht sein Bewenden haben.

Im Vorwort bestimmt Meßner das von ihm im Hauptteil der Untersuchung (Chronologischer Teil, p. 26ss.) angewandte Darstellungsprinzip: «Da es sich beim vorliegenden Buch um eine Einführung handelt, wurde aus praktischen Gründen eine eher assoziative, nicht systematische Darstellungsweise gewählt, die die Erstbelege in den Rahmen eines kurzen, auf jüngeren Kenntnissen beruhenden Abrisses der französischen Geschichte stellt. Spätere Entwicklungen eines Worts werden daher nur angedeutet...» (p. IX). Im «allgemeinen Überblick» (p. 1–25) werden Definitionen, Modelle (zur Beschreibung des Wortschatzes), Grundlagen sowie aktuelle Probleme vorgestellt; der «Einzuführende» wird mit einer beträchtlichen Menge von Begriffen, Bezeichnungen usw. und auch – meist in Fußnoten – von biblio-

¹ CHRISTIAN SCHMITT, *ZRPh.* 95 (1979), 161–163.

² ARNULF STEFENELLI, *ZFSL* 90 (1980), 94–96.

graphischer Information konfrontiert, wobei der Verfasser bei letzterer fast etwas zuviel des Guten tut³.

Für Meßner, Verfasser eines *Essai de lexicochronologie française* (Salzburg 1975) und weiterer in dieser Richtung gehender Arbeiten, steht die Chronologie naturgemäß ganz im Vordergrund. Selbstverständlich ist der Aspekt des Erst- und des eventuellen Letztbelegs wichtig – wie relativ diese Daten in den meisten Fällen sind, darüber ist sich der Verfasser durchaus im klaren –; doch gerade in einer «Einführung» sollte nach Möglichkeit auch von den verschiedenartigen Motivierungen des Aufkommens wie des Verschwindens der Wörter die Rede sein; zumindest wäre eine Demonstration an einigen typischen Beispielen vonnöten. Die rein quantitative Feststellung, daß von den 1290 im Rolandslied ermittelten Wörtern Ende des 12. Jh. noch 95 %, bis zum Ende des 14. Jh. noch 82 %, bis zum Ende des 16. Jh. noch 71 %, bis Ende des 18. Jh. 63 % und in der heutigen französischen Standardsprache noch 38 % (= 486) vorhanden waren bzw. sind, auch die nach Substantiv, Verben und Adjektiven geordneten Statistiken, das sind an sich nicht uninteressante Ergebnisse. Die für die «ältesten Texte» (vor allem Alexiusleben und Rolandslied) gewählte Einteilung nach dem Begriffssystem von Hallig/Wartburg, die zumindest die Existenz und das eventuelle Absterben der Wörter ideologisch und onomasiologisch situiert (p. 32–54), ist nur in beschränktem Maße aufschlußreich. Zwei Beispiele mögen genügen. P. 34 figurieren im Rahmen der Bezeichnungen des Menschen, auf die Frau bezogen: *femme, moillier* – XV, *dame*, p. 43 im Rahmen der Ehe: *épouse, moillier* – XV, *oissour*⁴ – XIII, für den Gatten *époux*, dazu das Verbum *épouser*. Man fragt sich, was der «Einzuführende» mit solchen Angaben anfangen kann; er erfährt allerdings, daß *moillier* bis zum 15. und *oissour* bis zum 13. Jh. gelebt haben. Über den menschlichen und gesellschaftlichen «Stellenwert» dieser Bezeichnungen im Mittelalter erfährt er nichts; auch nicht, daß *femme* seit dem Rolandslied (Vers 1402) auch die Gattin bezeichnet. Von *mari* und *marier* (beide seit Wace) ist naturgemäß nicht die Rede. Und warum *oissour* und *moillier* weichen mußten, darüber wird erst recht nichts ausgesagt⁵. P. 35 werden im Zusammenhang mit dem Hören von Stimmen angeführt: *entendre, ouir* – XVIII, *écouter*. Wann und wieso kam *entendre* zur Bedeutung ‘ hören’? Warum und in welchen Etappen verschwand *ouir* aus dem Sprachgebrauch? Ist bei diesem Verb nur seine morphologische «Schwäche» dafür verantwortlich? Im Italienischen erleben wir gewissermaßen unter unseren Augen einen ähnlichen Konkurrenzkampf zwischen *udire* und *sentire*. Die wechselseitige semantische Abgrenzung der drei Verben wird überhaupt nicht erwähnt.

Es versteht sich von selbst, daß eine derartige Ausweitung der Wortprobleme die Studie ins Uferlose hätte anschwellen lassen; daher mein Vorschlag, dies auf eine Reihe besonders charakteristischer Fälle zu beschränken. Andererseits heißt das aber auch, daß die von Meßner gewählte Darstellungsweise den Leser nicht befriedigt und, wegen des trotz der Einkleidung des Wortmaterials in einen Kontext recht lakonischen Stils, sogar in die Irre führen kann. Dafür ein Beispiel aus dem Zeitabschnitt 1070 bis 1200: p. 58 lesen wir: «Der einfache, von den Römern übernommene Pflug (*araire* XII lat) verliert an Bedeutung (ab XVI regional) und der alte gallische Radpflug (*charrue* XII gall-lat) setzt sich durch». Erstens hat sich

³ Die zweifellos diskutable *Introduction à la sociolinguistique* von MARCELLESI/GARDIN (1974) mit dem Prädikat «ist schlecht» abzutun, zeugt von wissenschaftlich schlechtem Stil. Warum wird W. LABOV, *Sociolinguistique. Présentation de P. ENCREVÉ*, Paris 1976, nicht zitiert? – Störend wirken einige Druckfehler, so p. 20, Zeile 10: Romania Germanica, p. 23, N 142, Zeile 2: étrangers, N 143, Zeile 1: rurale, u. a. m.

⁴ Nicht **oissier*, wie Zeile 24 angegeben; weitere Druckfehler: p. 29, Zeile 18: *tolir*, nicht **toleir*, p. 33, N 5, Zeile 4: H. P. Schwake, u.a.m.

⁵ Cf. dazu jetzt G. STRAKA, *Remarques sur le décès d'un mot: afr. et mfr. moillier*, in: *Festschrift Kurt Baldinger, II*, Tübingen 1979, p. 535–551.

dieser Vorgang nicht erst im 11. Jh. abgespielt, zweitens gilt es, Wort und Sache zu unterscheiden. In einigen Mundarten Frankreich hat sich als Bezeichnung ARATRUM erhalten, das aber den Radflug bezeichnet (cf. *FEW* 25, 83–84).

P. 58–125 werden für die Zeitabschnitte 1070–1200, 1200–1300, 1300–1480, 1480–1600, 1600–1660, 1660–1715, 1715–1789, 1789–1820, 1820–1914, 1914–45 und nach 1945⁶ die jeweils «erstbelegten» Wörter in sachliche Zusammenhänge gestellt, d.h. es wird Geschichte erzählt. Gelegentlich wirkt die Erzählung gestellt und etwas gezwungen: der Kontext wirkt gleichsam um die zu präsentierenden Termini herumkonstruiert. Zudem lässt sich die Kausalität zwischen einem Wort und die es bedingenden Zeitumstände, besonders für die älteren Zeitabschnitte, nicht immer überzeugend ermitteln.

Aufs Ganze gesehen möchte ich die Arbeit Meßners als Versuch bezeichnen, mit Hilfe einer mechanistischen Methode eines sowohl zeitlich wie räumlich kaum übersehbaren Gebildes, wie dies der Wortschatz einer Sprache über anderthalb Jahrtausend hinweg ist, habhaft zu werden, und dies auf etwa 130 Seiten! Das hat nicht einmal der gewagt, der allein dafür qualifiziert gewesen wäre: Walther von Wartburg. Trotzdem möchte ich den Versuch nicht als «mißglückt» bezeichnen. Bei einem «first approach» von Benützern, die vornehmlich nach dem Wann, Wo und Was, aber nicht nach dem Wie und Warum fragen, mag das Büchlein gute Dienste leisten. Und so war es von seinem Autor ja wohl auch konzipiert. Höheren Ansprüchen genügt es freilich nur in dem Maße, als es zeitlich und sachlich geordnetes, kulturgeschichtlich relevantes Material bietet⁷.

C. Th. G.



ROBERT GUIETTE, *Forme et Senefiance. Etudes médiévales recueillies par J. DUFOURNET, M. DE GREVE, H. BRAET*, Genève (Droz) 1978, XIII + 278 p. (PRF 148).

Le recueil d'études publiées par Robert Guiette est précédé d'une préface d'Eugène Vinaver (p. IX–XI), vibrant hommage à la valeur de l'érudit qui savait lire les textes poétiques en poète authentique et les approcher par l'intérieur «par une lecture dépouillée de tout parti pris et sensible à la vie profonde de chaque création poétique» (p. XI). Eugène Vinaver, décédé peu après la parution de ce recueil (1899–1979), rappelle qu'en rassemblant les travaux dispersés de R. Guiette les éditeurs voulaient à la fois les rendre plus accessibles et faire sentir au lecteur l'harmonieuse unité d'une œuvre qui attendait depuis longtemps de paraître sous cette forme. Cet ouvrage a le mérite de rééditer une étude capitale dans le domaine de la poésie lyrique médiévale (*D'une poésie formelle en France au Moyen Age*), parue pour la première fois en 1946¹, cette analyse tout à la fois percutante et subtile du grand savant et poète belge, disparu en 1976, garde aujourd'hui encore toute son actualité et fut le point de départ d'une nouvelle orientation dans l'approche de la poésie courtoise.

⁶ Für diesen Zeitabschnitt vermisste ich die Erwähnung von W. BLOCHWITZ, W. RUNKEWITZ, *Neologismen der französischen Gegenwartssprache, unter besonderer Berücksichtigung des politischen Wortschatzes*, Berlin (Ost) 1971: betrifft den Zeitabschnitt 1963–67.

⁷ Daß die Überwachung des Drucks bisweilen zu wünschen übrigläßt, erwähnte ich bereits. Das p. 29 formulierte Prinzip «Wörter, die bis heute existieren, werden in moderner Umschrift angegeben» ist jedenfalls nicht konsequent befolgt.

¹ Conférence du 7 février 1946 à l'Institut des Hautes Etudes à Bruxelles et publiée dans la *Revue des Sciences humaines*, avril–juin 1949, nouv. série, fasc. 54, p. 61–69. (Ici, p. 1–15, et *Aventure de la poésie formelle*, p. 16–24).

Les autres études groupées sous le titre «Forme et Sénefiance» sont les suivantes: *Propos sur le drame liturgique* (p. 25–28), *Symbolisme et «Sénefiance» au Moyen Âge* (p. 29–45), *Lecteur de roman, lecteur de symbole* (p. 46–52), *Le symbole et les réalités* (p. 53–56), *Observations sur l'âge courtois* (p. 57–72), *Li conte de Bretaigne sont si vain et plaisant* (p. 73–83), *Fabliaux (+ notes)* (p. 84–109), *L'invention étymologique dans les lettres françaises au Moyen Âge* (p. 110–121), *De «Lanseloet van Denemerken» et des «Abele Spelen»* (p. 122–134), *Chanson de geste, chronique et mise en prose* (p. 135–162), *L'Entrée en Espagne et la tradition des ‘Croniques et Conquestes de Charlemaine’ (1458)* (p. 163–171), *Les deux scènes du cor dans la Chanson de Roland et dans les Conquestes de Charlemagne* (p. 172–180), *Notes sur «La Prise de Nobles»* (p. 181–194), *D'une nonain ki issi de son abbeie* (p. 195–210), *La légende de la Sacristine et les Arliquiniana* (p. 211–216), *Une version polémique de la légende de la Sacristine* (p. 217–222), *Le rôle de Notre Dame dans la légende de la Sacristine* (p. 223–227); suivent quatre chapitres intitulés «Villoniana» (p. 228–248): I. *François Villon et l'érudition*, II. *François Villon et Thibaut d'Aussigny*, III. *Alexandre et Diomedes*, IV. *Le Testament*. Les éditeurs ont réuni à la fin de l'ouvrage quelques comptes rendus écrits par Robert Guiette entre 1957 et 1972 – ce sont des études de Jean Rychner, Eugène Vinaver, Pierre Gallais, Leonardo Olschki, Cedric Edward Pickford (p. 250–265) – La bibliographie médiévale de R. Guiette (p. 267–271) ne comporte pas moins de 55 titres, ses analyses de la légende de la Sacristine et ses éditions des *Croniques et Conquestes de Charlemaine* et de Villon en sont les points forts². Une petite remarque encore à propos des quelques lignes qui illustrent excellemment la démarche de Robert Guiette, placées en tête du recueil, elles s'intitulent «Pour une nouvelle approche des textes du Moyen Âge» (p. XII–XIII); avec lucidité, le poète et érudit belge constate: «les commentateurs s'obstinent à faire dire aux auteurs [médiévaux] ce qui est, croient-ils, sous-entendu. Ils ‘refont’ les textes sous prétexte d'en faire voir la signification» (p. XIII). C'est la présence constante de l'œuvre dans la pensée de Robert Guiette, son intérêt pour la vie poétique des textes qui lui permettront de découvrir la vraie dimension de la lyrique courtoise ou de l'épopée médiévale.

Marie-Claire Gérard-Zai



C. W. ASPLAND, *A Medieval French Reader*, Oxford (Clarendon Press) 1979, 426 p.

L'auteur de ce recueil présente ses matériaux par genres et par ordre chronologique à l'intérieur de chaque genre. Il ne donne qu'une quarantaine de pièces (y compris une dizaine de petits poèmes lyriques figurant sous le numéro 16); ce nombre limité lui permet de publier des textes relativement longs, avec des introductions et des commentaires détaillés. D'autre part, ce recueil représente tout le Moyen Âge, des *Serments de Strasbourg* (842) au *Quatrième invectif d'Alain Chartier* (1385). A cet égard il est aux antipodes de la *Chrestomathie de la littérature en afr.* d'A. Henry, qui contient près de deux cents textes d'une période plus limitée. Le recueil d'Aspland vise davantage à familiariser le jeune romaniste avec la lecture et la compréhension des textes en vieux fr. qu'à lui faire connaître et apprécier les principaux témoins de la littérature française médiévale: il s'agit donc d'une première introduction, utile, à mon avis, à tout médiéviste.

² RGand. 8 (1960) est dédié à Robert Guiette et publie plusieurs articles repris dans ces *Etudes médiévales* de 1978.

Ecrit en anglais, ce livre est évidemment destiné à des lecteurs anglophones, ce qui explique aussi que la littérature anglo-normande ou d'inspiration anglaise est très bien représentée. Les introductions sont en général exhaustives; on y trouve une bonne documentation littéraire et bibliographique où figurent non seulement les études et les éditions imprimées utilisées par l'auteur, mais également les mss. qu'il a consultés. Les leçons supprimées du ms.-base sont mentionnées au-dessous du texte et les leçons tirées d'autres mss. ou d'autres éditions se trouvent, le cas échéant, dans le commentaire. Grâce à la traduction de certains passages difficiles et la discussion de toutes sortes de questions linguistiques et historiques, le commentaire permet à un étudiant à peu près novice de tirer profit de ce recueil et l'initie en même temps aux problèmes de la critique textuelle. Une table des noms propres et un glossaire soigneux, qui inclut bon nombre de graphies dialectales, complètent cet ouvrage.

Il eût été utile d'indiquer non seulement les noms des textes cités, mais aussi les genres présentés, et cela dans le corps du livre et dans la table des matières. Le lecteur non averti devra consulter une histoire de la littérature.

La *Syntaxe historique* de K. Sneyders de Vogel devrait être remplacée par d'autres travaux plus modernes. En ce qui concerne les scriptae médiévales, on renverra aux *Französische Skriptastudien* de C.-T. Gossen (Wien 1967).

A l'introduction à la *Chanson de Roland* – dans laquelle il n'est évidemment pas possible de citer toute la littérature existante – on ajoutera en tout cas P. Aebischer, *Des Annales Carolingiennes à Doon de Mayence* (Droz 1975). – Dans l'introduction au *Roman de Renart* on mentionnera au moins l'*Ysengrimus* de Nivard et les versions flam., all. et angl. de ce texte. Quelques observations:

p. 46: Dans Ch. Rol. v. 287 il faut ponctuer plutôt *E! Durendal! bone si mare fustes* et traduire ‘quel malheur que vous fûtes si bonne’ (+ ‘et que je ne puisse vous détruire’); en effet, Roland est en train de frapper son épée contre une *perre byse*.

p. 53: Le ms. utilisé semble donner *Gormd* et *Lewis* constamment pour *Gormond* et *Loowis* mais il est superflu de marquer chaque fois ces abréviations. Dans ce même poème, les additions de *fut* au v. 23 *Pruz [fut] mon pere et mun ancestre*; et *jeo* au v. 28 *que [jeo] ne l'auge ja requerre* et de *mut* au v. 163 *de [mut] riches et de preisiez* me semblent superflues et la correction modernisante au v. 280 *Ca troverez tel[e] meisn[i]ee* n'est pas nécessaire. L'auteur pourrait faire appel à l'autorité de Tobler-Lommatsch en écrivant v. 148 *Que les quire[n]s en abatié* et v. 215 *Trei deie esloigna le quirrie[n]* (: -ié, -ier, -iez, une fois -en); j'écrirais cependant *quirés, quirrié* dans les deux cas (formes du verbe *cuirier* ‘garnir de cuir’, qui existe à partir du XII^e s.: il s'agit de morceaux de cuir attachés à un heaume, v. 148, ou supportant l'étrier, v. 215).

p. 289, note 28: L'alternance de *tu* et *vous* remonte au latin tardif (v. J. Svennung, *Anredeformen*, Uppsala-Wiesbaden 1958) et continue, au moins pour le fr., jusqu'à l'époque moderne.

Leena Löfstedt



DIETMAR RIEGER, *Marie de France. Die Lais* (Übersetzt, mit einer Einleitung, einer Bibliographie sowie Anmerkungen versehen von D. R., unter Mitarbeit von RENATE KROLL), München (Wilhelm Fink) 1980, 447 p. (*Klassische Texte des Romanischen Mittelalters*, Bd. 19).

Mit dieser zweisprachigen Edition (zugrunde liegt die Ausgabe der *Lais* durch J. Rychner in CFMA, Bd. 93, Paris, 1966) ist ein weiterer Band in der verdienstvollen Reihe der *Klassischen*

Texte des Romanischen Mittelalters erschienen. Neben einem ausgezeichneten Vorwort, in dem es mehr um literarische Fragen geht, und einer sehr willkommenen kritischen Bibliographie wird hier eine Übersetzung gegeben, die andere Ziele verfolgt, als die 1977 publizierten Übertragungen durch R. Schirmer und P. Jonin¹. Rieger weist selbst in seinem Vorwort auf die Problematik des bekanntlich äußerst komplexen Unterfangens der Übersetzung hin (p. 40/41): Der Übersetzer hat die Wahl zwischen genauer Entsprechung – er riskiert dann aber stilistische Einbußen – und einem Neukreieren des Inhalts im Gewand der anderen Sprache. Letzteres wird, sicher zu Recht, von Rieger jedoch als «Selbstzweck» abgelehnt (zumal im Rahmen einer zweisprachigen Ausgabe), und so hat er «größtmögliche Parallelität zum Original» zum Prinzip seiner Übersetzung gemacht. Dies ist ihm zweifellos gelungen. Ich möchte im folgenden lediglich auf einige Details eingehen².

Fresne: «L'abeie crestre vodra; / De sa tere tant i dura / Dunt a tuz jurs l'amendera, / Kar il i voelt aveir retur / [...].» (v. 262–5). Man kann das Verb «amender» transitiv, wie es Rieger getan hat, oder aber neutral (cf. Rieger N 35) auffassen. In einer Anmerkung (p. 250) spricht sich Rychner für die Eventualität einer weniger naheliegenden «expression verbale» aus, dies mit der Begründung, «la suite des idées serait plus organique», indem nämlich «dunt a tuz jurs l'amendera» im Sinne von «qu'il aura toujours à s'en féliciter» das erklärende «kar» motivieren würde. Er führt ein Beispiel für das neutrale Pronomen aus *Erec* an: «S'il vos poise, si l'amandez». Nur geht hier im Unterschied zum möglichen Bezugswort im *Fresne* («abeie») bereits ein unpersönliches Pronomen («il») voraus. Mir scheint die näherliegende Lösung (Wiederaufnahme von «abeie») die wahrscheinlichere³, und die «suite des idées» ist durch die Übersetzung Riegers ebenfalls sichergestellt, indem er «dunt» konsekutiv auffaßt.

«De ceo li poet estre mut bel.» (v. 294) Rieger übersetzt: «Darauf kann sie sehr froh sein.» Handelt es sich hier nicht sogar um eine Vorwegnahme? – Man könnte in dem Falle übersetzen: «Das wird ihr von großem Nutzen sein!»

Lanval: «L'aventure d'un autre lai,/ Cum ele avint, vus cunterai.» (v. 1/2) wird in der Übersetzung so wiedergegeben: «Ich werde die abenteuerliche (Vor-)Geschichte zu einem anderen Lai erzählen, (so) wie sie sich ereignete.» Die Übersetzung «abenteuerliche (Vor-)Geschichte» könnte zu Mißverständnissen Anlaß geben. Es muß wohl gemeint sein: «Der Stoff, der Marie zur Verfügung steht, also der gesungene Lai⁴».

«De la meisniee le rei fu? / Tut sun aveir ad despendu / [...].» (v. 29/30) Übersetzung: «Zum Gefolge des Königs gehörte er? Er hat (nichtsdestoweniger) sein ganzes Vermögen ausgegeben, [...].» Rieger hat offenbar verstanden, was Rychner mit seinem Fragezeichen andeuten wollte, nämlich den konzessiven Zusammenhang der zwei Verse des Distichons.

«La u il gist [...].» (v. 53) Übersetzung: «Da, wo er auf solche Weise lagert, [...].» Man könnte dies auch temporal auffassen: «tandis que...».

«De si qu'al tref l'unt amené, / [...] / La reïne Semiramis, / [...] / Ne l'emperere Octavian, / N'esligasent le destre pan.» (v. 80, 82, 85/86) Übersetzung von «esligasent»: «können bezahlen». Ich würde die Konsekutio Temporum beibehalten und «hätten bezahlen können» übersetzen.

«S'amur e sun cors li otreie.» (v. 133) «Sun cors» wird mit «seinen Körper» wiedergege-

¹ RUTH SCHIRMER, *Marie de France, Novellen und Fabeln*, Zürich 1977 (*Manesse Bibliothek der Weltliteratur*); P. JONIN, *Les Lais de Marie de France*, traduits de l'ancien français, Paris 1977.

² Ich hatte im Wintersemester 1980/81 die Gelegenheit, an der Universität Zürich einem Seminar von J. Rychner über die *Lais* von Marie de France beizuwohnen. Die zwei im folgenden erwähnten *Lais* sind dabei in extenso übersetzt worden.

³ Übrigens gibt auch Rychner heute der Passage nur diesen Sinn.

⁴ Cf. dazu das Vorwort der Ausgabe von Rychner (p. XIIss.).

ben. Obwohl das sinngemäß zutrifft, ist «sun cors» eigentlich nur als Reflexivpronomen aufzufassen (vgl. Ahd. «sin lib»). Wie vorsichtig man in diesem Zusammenhang vorgehen muß, zeigt eine Passage aus *Erec*, in der der Vater über die Tochter sagt: «Je n'aim tant rien come son cors» und die von R. R. Bezzola⁵ mit «son beau corps» wiedergegeben worden ist, was zu Fehlinterpretationen führen mußte.

Beim Abendessen, das die Fee und Lanval gemeinsam einnehmen, gibt es laut Rieger «eine prächtige (musikalische) Einlage [...], die dem Ritter sehr gefiel, denn oft küßte er seine Geliebte und umarmte sie inniglich!» Im Original heißt es «Un entremés i ot plenier, / Ki mu pleiseit al chevalier, / Kar s'amie baisout sovent / E acolot estreitement!» (v. 185–8) Nun gibt zwar *Godefroy* die Möglichkeit von «entremés» im Sinne von «diversion, divertissement» an (III, 290) und zitiert sogar unsere Passage (IX, 488), er berücksichtigt jedoch bekanntlich «l'ancienne langue française du IX^e au XV^es.», also auch das Mittelfranzösische, wo die von Rieger postulierte Bedeutung, im Sinne etwa von «Intermezzo», durchaus vor kommt. Nicht von ungefähr fehlt sie aber im *Tobler-Lommatsch* (III, 663), wo ja kaum mittelfranzösische Belege angeführt sind. Abschließend läßt sich sagen, daß der Zusatz «musikalisch» nicht zu rechtfertigen ist; «Einlage» allein ist sicher eine gute, aber wenig engagierte Lösung, ich würde mit *Tobler-Lommatsch* eher an «Zwischenspeise» denken⁶.

Nach den Anschuldigungen der Königin (sie bezichtigt ihn der Homosexualität) ist Lanval «mut dolenz» (v. 287); dies meint sicher nicht «betrübt», sondern ist stärker, etwa «atteint dans son amour-propre». (Man vergleiche dazu Lanvals «maltalent», mit dem er der Königin antwortet.)

Rieger will seiner Übersetzung nur Hilfsfunktion zuschreiben (p. 40). Er ist aber zu bescheiden, denn ihm ist nicht nur ein durchaus korrekter, sondern auch «authentischer» Text gelungen, indem er die besondere Atmosphäre der lakonischen Sprachwelt Maries zu vermitteln weiß.

Marc Aeschbach



GASTON PHÉBUS, *Livre des Oraisons. Les Prières d'un Chasseur*, édité par GUNNAR TILANDER, Karlshamm 1975, 95 p., 1 Ill. (*Cynegetica XIX*).

Durch den Hinschied des verdienten schwedischen Gelehrten Artur Gunnar Tilander anfangs der siebziger Jahre erfuhr nicht nur die Reihe *Cynegetica* einen, mindestens vorläufigen, Abschluß; auch das Erscheinen von *Cynegetica XIX* erlitt eine erhebliche Verzögerung. Glücklicherweise vermochte die Witwe des Verstorbenen das druckfertige Manuskript ihres Gatten zu publizieren, so daß 1975 der *Livre des Oraisons* von Gaston Phébus (*1331) als notwendige Ergänzung zur Edition des *Livre de Chasse* (*Cynegetica XVIII*, 1971) erscheinen konnte und nun greifbar ist.

Zwar sind die Gebete des immer schon berühmten und berüchtigten, seiner blonden Schönheit, seines Reichtums und seiner Macht wegen vergötterten, daher 1343 als Nachfolger seines Vaters mit dem Zunamen *Phébus* akklamierten Grafen Gaston III. von Foix und Béarn nur in 6 von 46 Handschriften des stark verbreiteten und viel gelesenen Jagdbuchs tradiert. Doch sind diese Gebete auch in dem prunkvollen und großartig miniaturisierten

⁵ R. R. BEZZOLA, *Le sens de l'aventure et de l'amour (Chrétien de Troyes)*, Paris 1947, p. 106.

⁶ Rychners Kommentar zur deutschen Interpretation: «Ils ne font pas tellement de bruit, ces baisers!»

Exemplar Ms. fr. 616 B.N. Paris enthalten: da wird der intelligente, hochkultivierte, kampf- und musikfreudige Lebemann Gaston Phébus als *unicum* in schöner Miniatur sogar im Gebet dargestellt. Der Chronikscreiber Jean Froissart, welcher 1388 am Hofe Gastons in Orthez – wie schon 1374 Francesco Petrarca – als Gast weilte, berichtet freilich im 3. Buch seiner *Chroniques* mehr über den dortigen luxuriös genußvollen und modisch eigenwilligen Lebensstil denn über Gebet.

Doch wurde Gaston Phébus, der nach 1380 reichste und mächtigste Herrscher Südfrankreichs, von seiner Mutter fromm und sorgfältig erzogen, weshalb er wohl zeitlebens täglich auch betete. Er betete, in Attitude und Formulierung, nach dem Vorbild der königlichen Psalmen Davids; ja Gastons Gebete sind immer wieder stellenweise eigentliche Psalm-paraphrasen (was sich lohnen würde im Detail zu untersuchen).

Gaston Phébus' *Livre de Chasse*, eine innerhalb der mittelalterlichen Literatur wichtige und seltene, didaktisch und fachwissenschaftlich ausgerichtete Abhandlung wurde am 1. Mai 1387 begonnen, 1389 beendet. Gaston Phébus starb am 1. August 1391 nach einer Jagdpartie plötzlich, vermutlich an einem Hirnschlag. Die 37 überlieferten Gebete wurden denn im Zusammenhang mit Gastons außerordentlich kompetentem Jagdtraktat tradiert; wann sie im einzelnen entstanden, bleibt indes offen.

Tilander wählte für die Edition der Gebete, wie für die Ausgabe des Jagdbuches, Handschrift L (Leningrad, Ermitage, um 1400, ohne Miniatur zum Gebetstext) als Basishandschrift. Obschon für Gaston Phébus der *Lucidarius* des Bartholomäus Anglicus vom Latein in den Dialekt der Béarn übersetzt wurde – wahrscheinlich für den jugendlichen Herrscher Gaston –, sind die 34 nichtlateinischen Gebete in französischer Sprache mit nördlichem Einschlag abgefaßt. Bereits nach Froissarts Aussage sprach Gaston Phébus ja schön und gut ‘französisch’. Der Herausgeber, Gunnar Tilander, charakterisiert die Sprache Gastons nur ganz global als «très belle et d'une étonnante richesse» (p. 16). Auf die erstaunliche Tatsache, daß der strahlende Morgengott Gaston III. in der Volkssprache betet, geht er weiter nicht ein. Auch auf die biblischen, stark auffallenden Reminiszenzen, besonders an das Alte Testament, weist er nicht hin. Freilich enthüllt sich in den Gebeten Gastons III., der die Sonne im Wappen führte, eher dessen Nachtseite: Schuldbekenntnis, Reue und Bitte um Vergebung werden vornehmlich formuliert. Wahrscheinlich besteht nicht nur verbale Imitation des königlichen David, sondern massiv autobiographische. Inwieweit die Gebete, wenn auch sprachlich stilisiert, Ernst sind, bleibt offen.

Jedenfalls bildet die mit Einleitung, Glossar und der Reproduktion des in Buchmalerei betend dargestellten Gaston Phébus (aus Ms. B.N. fr. 616) versehene Textedition eine wertvolle Grundlage nicht nur für die Lektüre, sondern auch für die frömmigkeitsgeschichtliche Bestimmung einer damaligen Herrscherpersönlichkeit, wie Gaston Phébus eine war, und für eine rein stilistische Untersuchung innerhalb der mittelalterlichen, nach und nach nun doch beachteten, Gebetsliteratur.

Louise Gnädinger



JEAN FROISSART, *Le joli buisson de Jonece*. Édition avec introduction, notes et glossaire par A. FOURRIER, Genève (Droz) 1975, 298 + 1 p. (*Textes littéraires français*).

L'édition est basée sur le ms. A (= BN fr. 831, f. 155a–197d) qui a quelques fautes en commun avec le ms. B (= BN fr. 830, f. 170b–213a), le seul autre ms. qui ait conservé le texte. La langue d'A est plus clairement picarde que celle de B (*pourkachier A / pourchacier B*, dans

2244; *compagniet A / compagnié B*, 2487, etc.). Notons que les éditions antérieures (J. Buchon, Paris 1829; A. Scheler, Bruxelles 1871) avaient donné le texte de B, ou plutôt celui d'une copie de B, exécutée au XVIII^e s.

L'analyse de l'œuvre, p. 11ss. est suivie d'une étude sur les aspects du poème (p. 21ss.). En ce qui concerne la forme extérieure, Froissart en est redevable à Guillaume de Machaut: il me semble même que l'auteur l'avoue en laissant un motet de Reims accompagner le dernier cortège de Jeunesse; mais le message intérieur de l'œuvre est d'une intime sincérité. Froissart est devenu prêtre à l'âge de «XXXV. ans, peu plus, peu moins» (794), et ce livre, description d'un rêve, est l'adieu au beau jardin de jeunesse, dont les jeux et les agréments, dont l'espoir même resteront désormais interdits. Le poète retrouve l'objet de ses premiers amours; cette fois la dame est aussi charmante que belle, et il la célèbre dans des virelais et des ballades. Il se dirige déjà vers le Dieu d'Amours avec elle «parés d'uns noes solers a las», lorsqu'il se réveille, seul, dans une saison «yvreneuse et froide». Il adresse les derniers vers de l'œuvre à Notre Dame.

Après l'analyse de la langue (p. 36ss.) et des poésies (p. 40ss.) suit l'édition critique, où le texte d'A est parfois corrigé à l'aide de celui de B; les notes critiques, fort instructives, p. 240ss.; la liste des proverbes, p. 266ss.; l'index des noms propres et les allégories, et le glossaire.

L'édition est excellente; grâce à une ponctuation heureuse, le texte est très facile à lire: je pense qu'il fera partie de la lecture exigée ou recommandée dans nos universités. C'est pour cette raison que je regrette que l'analyse de la langue ne soit pas plus détaillée et que le glossaire laisse à désirer.

A signaler le curieux emploi de *Jeunesse* comme nom d'un personnage allégorique masculin; de même le c.-r. *chevau: piet de chevau* 3027.

L'ind. prés. *ma(ch)* de *mettre* dépend toujours du mot-rime:

- | | |
|-----|---|
| 594 | Et en regardant mon ymage
Grandement mon entente y ma ge (y mac ge B) |
| 754 | Que chils qui poindi mon ymage
Pour ce au regarder m'i ma ge (mach ie B) |

Froissart, qui a pu prononcer *image* avec un *a* palatalisé (= ±[e] de *mets*) a voulu faire une rime pour les yeux.

Parmi les imparfaits à donner *iere* 2793. – A signaler les participes de passé en *-t* dans A (*oubliet A / oubilee B*, 364; *compagniet A / compagnié B*, 2487). – Le subj. imparf. *deffendesist* 2313, qui est un néologisme, s'explique plus facilement si l'on constate que les formes sigmatiques sont fréquentes dans l'œuvre: *mesis* 481; *fesis* 515, p. ex. au lieu des formes franciennes *meis, feis*.

A relever le pron. personnel *me* après l'impératif dans *laissiéme aler* 1041, cf. *lai moi* (*couvenir*) 1031 ou *laissiés moi aler* 3477; et l'emploi de *de mi* au lieu d'un pron. possessif: *par l'ame de mi* (: *ami*) 3879; *L'amour de mi* (pas en rime) 4293. – La forme *i* pour *il* (3^e p.) devant consonne s'explique sans difficultés si on la rattache à la chute générale de *l* préconsonantique après *i*: *fontenis* 529.

La syntaxe aurait dû renfermer quelque information concernant *chose, noient* et *rien*, p.ex.:

- | | |
|-----|--|
| 434 | je ne vous ose contredire
Car toutes vos monitions
Ont si douches initions
Qu'il n'est <i>riens</i> si traitable <i>cose</i> . ('qu'il n'est pas facile') |
|-----|--|

- 1413 C'est raisons qu'on doie
 Parler d'ouvrage de tel pris
 Je n'avoie *noient* ('pas du tout') apris
 A veoir *cose* si notable

A signaler dans le glossaire *je n'ai bon an ne bon jour* 2746, expression qui est due à la formule de souhait : (*Je vous souhaite*) *bon jour et bon an*; également *donner et faire* 'donner': *Mes tous cheulz qu'a present vous livre / M'ont largement donné et fet* 334–5; de même locution fréquente *ens en* 'dans': *tant ens ou chant com ens ou dit* 2744; *ens ou buisson* 3047; *ens es bois* 3266; la graphie *jus* pour *jeus* 'jeux' p.ex. 3387; l'expression *ja jour* 'jamais': *Que nullement voies le prestre / Qui ja jour ses reliques blame* 3411–2. La forme *vauch* 90 devrait y figurer aussi.

Leena Löfstedt



PAUL ZUMTHOR, *Le masque et la lumière. La poétique des grands rhétoriqueurs*, Paris (Editions du Seuil) 1978, 314 p. (Collection Poétique).

Ce livre magistral de Zumthor analyse l'art méconnu des poètes qui eux-mêmes ne s'appelaient ni poètes ni rhétoriqueurs, mais se désignent par les termes *orateur, acteur* (*d'un escrit*), *rhétoricien, philosophe*, etc. ou *facteur, ouvrier*. Ils écrivaient entre le milieu du XV^e s. et 1540.

Dans le choix du texte-matrice, l'auteur a écarté, parmi les textes traditionnels des rhétoriqueurs, l'œuvre de Jean Lemaire qui appartient à la Renaissance, et y a ajouté celle de Jean Molinet, écrivain intéressant en soi, et qui en outre fut le modèle du *rederijker* néerlandais Matthijs Casteleyn.

Le cadre historique de leur activité est l'Occident que ravageaient les guerres et les schismes politiques, idéologiques et religieux: l'Europe dont l'horizon s'ouvrait vers l'Ouest et le Sud grâce aux navigateurs, mais qui avait dû céder l'Orient aux Turcs. Le milieu social des rhétoriqueurs était une cour princière, et leur rôle, marqué par quelque titre officiel, les asservissait à un prince. Moins libres que les «humanistes», ils étaient comme eux dépendants d'un mécène. Pour gagner leur vie, les rhétoriqueurs devaient consacrer leur art à célébrer leur prince, sa cour, sa ville; ils ne pouvaient se permettre d'écrire que ce qui plaisait à un prince. Au lieu de poèmes personnels à la Villon, ils ont produit des chroniques célébrant de hauts faits seigneuriaux, des poèmes de circonstance, etc. Les poètes formaient des associations portant le nom de «chambres de rhétorique» en Bourgogne et de «puys» en France. Ces groupes exposaient les principes de leur art dans les *Arts de rhétorique*.

L'œuvre d'un rhétoriqueur faisait partie d'une fête de cour, c.-à-d. d'une célébration organisée où tous les participants jusqu'à l'entremets présenté au cours du dîner, jouaient leur rôle assigné. Le protocole était strict. Le prince devait être célébré surtout comme guerrier juste et victorieux; même dans le cas où le retrait des envahisseurs, loin d'être obtenu par une action militaire, est payé en argent, le rhétoriqueur doit parler d'une juste guerre; son modèle ne comporte en effet aucun actant à caractère économique. – Les rôles allégoriques au contraire appartiennent au système admis: Molinet p.ex. crée un dialogue entre le plan littéral et le plan moral de son œuvre, de sorte que les passages purement narratifs et impersonnels alternent avec des discours prononcés par des personnages allégoriques (Justice, Vérité, etc.).

Ce n'est que dans des marges d'une œuvre aux règles aussi sévères qu'on peut espérer trouver quelques notes personnelles du poète. Malgré toutes les contraintes auxquelles ils sont soumis, les rhétoriqueurs apparaissent comme obsédés par la recherche d'un mode d'écrire qui permette de repersonnaliser le rapport de l'écrivain à l'écriture. Ils y sont parvenus par la manipulation du langage même. M. Zumthor s'est proposé de «dé-signer le poème du rhétoriqueur comme le lieu de concentration, au moins virtuel, de tous les éléments alors disponibles du langage» (p. 76).

En effet, ces poètes qui mettent une année entière à écrire un *chant royal* ne produisent pas de textes univoques. Plusieurs noms (ceux des personnages allégoriques, p. ex.) suggéraient des associations nettes à l'auditeur contemporain (le diamant = l'innocence), certains autres ont un sens argotique à côté du sens normal; les lieux communs utilisés et les citations évoquent d'autres textes. Puis, il y a le contraste du contenu et de la forme (rondeau obscène, p. ex.) ou la succession des vers appartenant à de différents registres (code courtois – code gaillard), ou des vers homophones (*A celle fin qu'en mes ditz contrefasse / Assez le fin, pour face contre face*, etc.), une équivoque générale, parfois une jonglerie éblouissante de mots. Ensuite, on peut trouver un verset latin enchaîné dans un poème français, peut-être mot par mot dans des vers français qui tous expliquent le mot qu'ils donnent; ou le poème peut contenir des hiéroglyphes lettriques ou quelque jeu alphabétique; enfin, il y a la sonorité rythmique et le cliquetis décoratif des syllabes. – Quel est le rôle de la rime? H. Guy (*Ecole des rhétoriqueurs*, p. 84, dans *l'Histoire de la poésie française au XVI^e s.*) avait constaté que ces poètes avaient sacrifié la raison à la rime, alors que selon M. Zumthor (p. 239): «La rime signifie ... la prééminence des mots sur les choses; et si nos vieux rhétoriqueurs ont tenté une aventure, c'est de donner à la rime la liberté qui lui revient.» Il me semble que l'art de l'écrivain, déployé sur plusieurs registres, fait à son tour appel à une pluralité de registres chez les auditeurs: une allégorie, un calembour, etc. s'adressent à l'intelligence de la cour; le choix des sons plaît à l'oreille des convives; un cercle quelque peu docte s'amuse à trouver la phrase latine cachée dans la pièce. Les poèmes ornés d'une rime magnifique, symboles fougueux d'une grande fête, sont mémorisés par cœur (*senso strictu*) avant même que l'on ne tente de les analyser.

En nous présentant la poétique des rhétoriqueurs, M. Zumthor nous a fait participer à une fête splendide de la pré-Renaissance. A l'occasion de quel événement? Cela, c.-à-d. le sujet des poèmes présentés, reste parfaitement secondaire.

Le texte de *La Ressource du petit peuple* par Jean Molinet est publié à la fin du livre.

Leena Löfstedt



PAUL ZUMTHOR, *Anthologie des grands rhétoriqueurs*, Paris (Union générale d'éditions) 1978, 291 p. (10/18).

Voici les textes, généralement peu connus, dont la lecture est préparée et facilitée par *Le masque et la lumière*. Il s'agit d'une anthologie représentative, en orthographe modernisée, de poèmes de Jean Meschinot, Henri Baude, Jean Molinet (dont *la Ressource du petit peuple* paraît dans *Le masque et la 1.*), Jean Robertet, Octavien de Saint-Gelays, Jean Lemaire de Belges, Guillaume Cretin, Destrée, Pierre Gringoire, Jean Marot, Jean Bouchet et Jean Parmentier, ainsi que les textes anonymes *L'Abuzé en court*, *Le mistère de Saint Quentin*, *Le lyon couronné* et une *Entree royale* (qui rend compte d'une cérémonie représentée le long d'un cortège royal); enfin, en appendice, des extraits de trois traités de rhétorique anonymes et un passage du *Grand et vrai art de pleine rhétorique* par Pierre Fabri. Le recueil est doté d'une

introduction littéraire, d'observations concernant la graphie et la morpho-syntaxe des matériaux présentés, et d'un petit glossaire.

Le choix est bon. Le lecteur goûte l'art multiforme des rhétoriqueurs (mes poèmes favoris étant l'*Exposition des couleurs*, allégorique, de Jean Robertet, le beau *Séjour d'honneur* d'Octavien de Saint-Gelays, *L'invective sur la pusillanimité des gendarmes* de Guillaume Cretin, – ce dernier, comme les autres pièces de son auteur, charme par ses qualités rythmiques et musicales –; enfin certains échantillons du répertoire de Destrée, p. ex. celui que l'on peult praticquer et lyre de tous coustés). L'étudiant qui a déjà approché Villon sera désormais capable de le placer dans une époque où les poètes faisaient des testaments (v. *Le Testament de la Guerre* de Jean Molinet), où le thème *Je meurs de soif auprès de la fontaine*, proposé par Charles d'Orléans pour le concours de Blois, connaissait d'autres développements que celui de Villon (cf. p. 116 celui de Jean Robertet), et où l'usage poétique des paires d'idées opposées était fréquent, p. ex. p. 46 (Jean Meschinot):

L'arbre sec suis, pourtant d'ennuis verdure,
Vivant en mort, trouvant plaisir dure,
Noyant de soif en la mer asséchée, etc.

et p. 66 (*L'Abuzé en court*):

Morfondu en aspre chaleur
Bruslé en diverse froideur
Tout gelé en amoureux feu, etc.

L'amateur de poésie médiévale latine reconnaîtra les poèmes rétrogradants, croisés et contenant d'autres jeux lettriques. Pour d'autres, les rhétoriqueurs éclaireront certains détails techniques du *Faust* de Goethe. Pour tout linguiste, ils ouvrent un champ de travail extrêmement intéressant.

Malgré le goût très libre de l'époque, la plupart des poèmes s'adaptent à «l'usage du dauphin» et peuvent être analysés en classe. – Il aurait été utile de signaler le genre (lai, ballade, etc.) en tête de chaque poème.

Remarques de détail:

P. 21 /e/ peut aussi être noté par oy: p. 53 *Ayssy vroy qu'en flamble paille art* à moins que la prononciation de *vroy* n'ait pas été /vrwe/, vu la présence de l'élément labial (v. Fouché, *Voy.* p. 376).

La leçon *antonne* pour *automne* n'est guère admissible. La confusion entre les lettres très similaires *u* et *n* était fréquente et doit être corrigée (une édition critique notera la correction dans l'apparat): donc *automne*; de même p. ex.

p. 173 *pendant a vu arbre* (lire *a un arbre*)

p. 215 *Dedens eglise ...*

S'ume femme a autre femme apperceue

Peuvent parler ...

là où ung homme ou (lire *on*) *contraindroit souyr*

P. 22 La confusion d'-*ar-* et d'-*er-* en syllabe initiale n'est pas limitée à l'aire parisienne (v. p. ex. Gossen, *Gr. de l'ancien picard*, p. 50ss.).

P. 26 *voysent* est normalement un subjonctif, de même probablement dans p. 41 *Voisent jus!* (cf. Fouché, *Verbe*, p. 426, note 4).

P. 40: l'usage de *faire* comme verbum vicarium dans *Tu mens – Non fay ... N'en dy plus! – Si feray* semble digne d'être signalé, de même p. 61 *Fay que conformes*.

P. 96: *Labeur se pert, riens ne recoeulle Ran
Larrons sont fins, horrible guerre a Ran*
aurait du être expliqué (*Ran* est-il *rend* pour le premier vers et *ront* pour le second?).

P. 136: le texte me semble corrompu:
*De jeune, vieulx, de joyeulx, esperdu
De beau, très laid et, de joyeulx, taisible;*
peut-être *de bruiant taisible*?

P. 287 *escutz*, plutôt ‘écus’, cf. p. 188; le glossaire ne localise pas les mots expliqués ce qui en gêne l’emploi.

Quelques coquilles, p. ex. p. 184 *Honte siet bien a bonne preudefemmes*;

p. 206 *Chy appert en dradruple* (lire *quadruple*) *nombre le nom de ladictie vierge*.

Leena Löfstedt



JACQUES LEMAIRE, *Mechinot, Molinet, Villon, témoignages inédits*. Etude du Bruxellensis IV 541, suivie de l’édition de quelques ballades. Bruxelles 1979, 169 p. (*Archives et bibliothèques de Belgique nr. spéci. 20*).

Le Bruxellensis IV 541 qui consiste en 328 feuillets et qui donne plus de 250 œuvres, en vers à quelques exceptions près, a été «copié ... d’ung autre livre en l’an 1568» (p. 18). Cet autre livre a été écrit au début du XVI^e s. En effet, un des poèmes est un «rondeau faict en la maison d’ung chanoine ... en l’an XVC XVIII» (p. 73) et un autre fait allusion aux événements de l’an 1525. D’après M. Lemaire cette dernière date serait donc le terminus post quem pour la composition du recueil.

La plupart des œuvres signées ou attribuées, faisant partie de ce recueil, remontent à un des trois poètes cités dans le titre, mais sont également représentés Guillaume Alexis, Hugues de Blosseville, Julien Fossetier, Nicaise Ladam, Oton de Granson, etc. M. Lemaire constate que, depuis la dernière guerre, ce Bruxellensis est le seul ms. à conserver deux pièces de Molinet (p. 15); et qu’il est un excellent témoin de l’œuvre de Villon, au moins en ce qui concerne le nombre des textes transmis, reflet, je pense, de la popularité de l’auteur. Le nombre des œuvres anonymes reste cependant considérable, il y a notamment beaucoup de ballades morales et de proverbes. – Aux ouvrages de référence utilisés pour la documentation il faudrait ajouter ceux de Keith Sinclair.

Suit une analyse soigneuse du ms. où les pièces sont données par ordre avec leurs *incipit* et *explicit*, et où on trouve, le cas échéant, le lieu et la date de leur publication (p. 35–102).

La deuxième partie du livre consiste en une édition de quelques ballades inédites. Il s’agit d’une bonne collection de textes, parfois pieux, parfois assez licencieux, que l’édition rend facilement accessibles¹. L’édition est suivie des glossaires et des tables (des œuvres, des auteurs, des premiers vers, des refrains et des mss. cités).

Ce livre utile et érudit a un chapitre qui laisse à désirer: il s’agit de l’analyse linguistique (Traits dialectaux de la langue du copiste). Dans ce qui suit, je crois devoir donner des remarques de détail concernant ces quatre pages (p. 19–23).

¹ On regrette que l’éditeur ne donne pas de commentaire. Comment expliquer p. ex. p. 115. *Je souhaide a tous mesdisans / Qui sont remplis de vilonnie / Les fieuvers quartaines dix ans*.

P. 19. La graphie *chieulx* (du pl. de *ciel*) ne peut pas servir d'exemple pour le développement «*-ilius, -ilis*>pic. *-ieus*».

P. 20. *o>ou* et non *eu* n'est pas un fait spécifiquement picard, mais plutôt latéral, cf. Gossen, *Gr. pic.*, p. 82.

P. 20. «*ch* mis pour *c, ç* ou *ss*» est une façon assez peu scientifique de dire que le résultat de [*ki, ke, ky, ty*] est rendu par *ch* + voy. D'ailleurs «*c+yod>pic. ch, brach*» noté comme un cas à part, appartient à ce groupe et *sace* ‘sache’ n'est qu'une graphie inverse.

Au lieu de «prononciation *k* du *ch* francien» dire «graphie *qu* (et pron. *k*) du [k(a)] latin ou germanique et du [k(e)] ou [k(i)] germanique». A ce groupe (*franquise, queville, trenquette*) ajouter *fourquette* cité sous «*c+a* latin > pic. *k*», p. 21. Que dire de *ricesse* (p. 107) < germ. [k], ou de *chercer* (p. 116) < *circare*, graphies non citées ? *c* reflète-t-il une prononciation [k] ici aussi ? Cela est certainement le cas pour *canchon* p. 53 et 58 et pour *cauchier* p. 111.

On ne peut pas invoquer Gossen, *Gr. pic.*, 106 pour qualifier *setille* de picard.

P. 21. La graphie *vaillandise* illustre difficilement le passage de *t* à *d* à la finale. Il s'agit plutôt de l'addition de la terminaison -(*d*)*ise* (*couardise, gourmandise, friandise*) à *vaillant* dont la dernière consonne s'était amuïe. – D'ailleurs, *vaillandise* et *-tise* coexistent depuis l'afr.

«Certains substantifs féminins deviennent masculins: *le clef*, etc.» Il s'agit du développement picard de l'article *la*, développement qui n'a causé aucune confusion morphologique, cf. p. 73 *Le dos au feu et le panche a le table*. – Les noms *ordre* et *do(u)te* connaissent très normalement les deux genres au Moyen Age.

En ce qui concerne la morphologie du verbe (p. 22), on aurait pu signaler *logiet* ‘logé’, p. 135, graphie lorraine, wallonne, ardennaise et picarde, cf. Gossen *Gr. pic.*, p. 104.

A signaler également plusieurs cas de non-accord, p. 105 *Yeulx vers riant*; p. 128 *Buvez, enfans, de ces vins sophistique*; p. 133 *les gallant*, etc. trop nombreux pour n'être que des fautes d'inadveriance.

La forme *maiche* (subj. prés. de *mettre*) aurait dû figurer dans le glossaire, de même *pleuve* ‘pluie’, p. 108, etc. – Je traduirais *bifame* par ‘concubine’ dans (p. 123:) *Dieu a donné .../grace et vertu.../ aux femmes, comme Anne.../ Et Rebecca et Sarra.../ A Noemi.../ Hester.../ Ruth, Bersabee et autres, sans bifames*. L'allusion à l'habitude biblique de compter les femmes et les concubines de tous les personnages importants me semble assez claire.

Leena Löfstedt



PETER WUNDERLI, KAROLA BENTHIN, ANGELA KARASCH, *Französische Intonationsforschung. Kritische Bilanz und Versuch einer Synthese*, Tübingen (Narr) 1978, 518 p. (*Tübinger Beiträge zur Linguistik* 92).

Pourquoi l'étude scientifique de l'intonation n'a-t-elle pas bénéficié des progrès rapides enregistrés par la linguistique à partir du 19ème siècle ? Pourquoi reste-t-elle entachée de dilettantisme jusque vers le milieu du 20ème siècle ? Pourquoi marque-t-elle aujourd'hui encore un tel retard par rapport aux autres branches de la linguistique ? Réponse pleine d'ironie : l'absence d'appareils permettant la mesure objective des phénomènes suprasegmentaux fut longtemps un handicap – leur avènement en apporta un autre : l'attrait de la nouveauté et la possibilité de faire des mesures exactes au niveau de la substance ont fait oublier que derrière les faits observables il faut rechercher la forme : les nouvelles possibilités offertes sur le plan acoustique ont fait oublier la primauté des données articulatoires et auditives.

Le projet dont cet ouvrage est le résultat voulait à l'origine présenter un état des recherches sur l'intonation pour aboutir à un modèle pédagogique applicable à l'enseignement du français. Cependant les objectifs pédagogiques furent bientôt relégués au deuxième plan (ils ne font l'objet que d'un bref chapitre d'une trentaine de pages) en raison de l'insuffisance des bases théoriques existantes. L'accent a donc été mis sur une présentation systématique et critique de l'état de la question.

Les auteurs ont voulu faire le tour des problèmes posés par l'intonation sans négliger les questions sur lesquelles la recherche ne s'est pas encore penchée. Les lacunes qu'il reste à combler les ont parfois obligés à s'en tenir à une formulation hypothétique, mais leur effort d'exhaustivité leur a permis de faire un tri clair entre l'acquis et le travail qui reste à faire.

Après un premier chapitre dédié à la littérature et aux méthodes de travail, l'ouvrage étudie les problèmes fondamentaux que sont la définition de l'intonation, ses paramètres, les courbes intonatives ainsi que les systèmes de notation. Ces questions sont traitées sans jamais oublier qu'il s'agit avant tout d'une *forme* et qu'elle est produite et décodée par un *appareil humain*. Les auteurs consacrent donc beaucoup d'attention à la question des seuils de perception et à celle des traits distinctifs.

L'une des difficultés offertes par l'étude de l'intonation provient du fait que de nombreux phénomènes vocaux contribuent, avec les gestes, à former l'élément paralinguistique de la communication. L'étude linguistique de l'intonation doit donc faire le tri entre ce qui est linguistique et ce qui ne l'est pas: ce n'est qu'ensuite qu'on peut envisager les rapports entre le suprasegmental et le segmental. Ces deux questions font l'objet du troisième chapitre.

Le quatrième chapitre, sur le rôle de l'intonation, occupe à lui seul près du tiers de l'ouvrage. Les auteurs regrettent de ne pas être en mesure de donner un inventaire exhaustif et satisfaisant des fonctions de l'intonation: la plupart des travaux sur le sujet rassemblent des faits sans liens précis et les étudient sans s'appuyer sur une définition explicite de l'intonation. Cet important chapitre traite successivement les types d'intonation, la jonction, la désambiguisation, thème et propos, les aspects graduels de l'intonation, les procédures affectives, l'accent d'insistance et la métaphore intonative.

Le paragraphe sur les procédures affectives (*Affektprogramme*) m'a paru particulièrement intéressant, non qu'il apporte des faits nouveaux, mais parce qu'il parvient à décrire dans un cadre structuraliste des phénomènes expressifs qui paraissent de prime abord dépourvus de fonctions distinctives. En un mot il s'agit de l'étude du code phonostylistique, c'est-à-dire des procédés qui transforment l'intonation de base d'un énoncé pour coder des informations (intentionnelles ou spontanées) sur les réactions, attitudes et intentions du locuteur.

Le cinquième chapitre déblaie le terrain théorique pour une application pédagogique de la matière. On y traite successivement du problème des universaux, du système de la langue française et de ses sous-systèmes diatopiques et diastratiques, ainsi que de l'étude contrastive de l'intonation.

Etant donné l'état lacunaire de la recherche il n'est pas encore possible de mettre au point un modèle systématique pour l'enseignement. Aussi le sixième chapitre s'intitule-t-il modestement *Didaktisierungsversuche*. Toutes les questions de choix, de progression et de présentation y sont néanmoins minutieusement examinées.

Les objectifs d'exhaustivité que les auteurs se sont proposés dans la forme revue de leur projet semblent être atteints: toutes les questions relatives à l'intonation en général et à celle du français en particulier sont passées sous la loupe, les recherches antérieures sont minutieusement passées en revue, leurs défauts et leurs qualités objectivement mis en lumière, les questions qui restent posées sont examinées en détail.

La discussion est menée dans un cadre structuraliste qui ne laisse pas de place à l'intuition et à l'à priori qui caractérisent trop souvent les travaux sur ce domaine de la linguistique.

Désormais les recherches intonatives ne seront plus le parent pauvre de la linguistique: cet ouvrage devrait ouvrir la voie à un nouvel essor de la discipline¹.

Un seule ombre au tableau: la difficulté du texte. Le style en est sans doute élégant – je ne suis pas en mesure d'en juger – mais le public concerné par l'intonation française est en grande partie formé de personnes qui n'ont qu'un usage professionnel de la langue allemande, et qui apprécient un effort de limpideté. L'ouvrage est fait de phrases longues et souvent complexes qui rendent la lecture lente et parfois difficile pour un non-germanophone. Pour se convaincre de l'incompréhension à laquelle un tel ouvrage peut se heurter, il est instructif de lire le compte-rendu dont il fait l'objet dans *Rapports: het franse boek* 51 (1981), 46–48.

Jean-Pierre Kent



ERWIN REINER, *Studie zur Stellung des attributiven Adjektivs im neueren Französischen*, Wien 1976, 118 p.

Bei der vorliegenden Studie handelt es sich um die bereits 1968 versprochene und auf empirischer Basis beruhende Darlegung der in der ausschließlich theoretischen Schrift des Verfassers *La place de l'adjectif épithète en français – théories traditionnelles et essai de solution* (Wien-Stuttgart 1968) ausgearbeiteten Theorie zur Adjektivstellung im Französischen. Die zahlreichen Rezensionen, die mindestens genauso viele Vorbehalte v.a. hinsichtlich des *essai de solution* anmeldeten¹, haben den Verfasser nicht abgehalten, auch seine im damals erstellten theoretischen Rahmen durchgeföhrten Materialanalysen einem interessierten Leserkreis zugänglich zu machen. Und die Lektüre dieser Studie zeigt, daß er Recht daran getan hat. Auf den ominösen Lokalisierungsversuch der beiden Möglichkeiten der Adjektivstellung im Französischen in der *langue* wohl implizit verzichtend², gelingt es dem Verfasser, eine feinfühlige und für das präsentierte Material in jeder Hinsicht zutreffende stilistische Analyse zu liefern, die mit sehr viel Fingerspitzengefühl die sprecher/autorenspezifischen Beweggründe für die Vor- bzw. Nachstellung eines attributiven Adjektivs aufzeigt. Nach einer kurzen Darstellung des theoretischen Ausgangspunktes von 1968³ geht der Verfasser über zu seiner Materialanalyse. Das Korpus enthält ausschließlich Texte des 19. Jahrhunderts und soll dem

¹ Etant donné le retard avec lequel ce compte rendu paraît, il vaut la peine de mentionner la contribution personnelle de P. WUNDERLI au développement des recherches intonatives: *Das Forschungsprojekt «Intonation im Französischen»*, *ZRPh.* 94 (1978), 93–118; *La jonction entre paragraphes dans la langue française, trav. de l'Inst. de phon. de Strasbourg* 11 (1979), 1–78; *Satz, Paragraph, Text- und die Intonation*, in: J. S. PETÖFI, *Text vs Sentence: basic questions of text linguistics*, vol. I, 1979, p. 319–341; *Au sujet de l'intonation du français: la parenthèse en position finale*, *TL Gand* 6 (1979), 82–111, et 7 (1980), 87–123.

¹ Cf. u.a. R. ARVEILLER, *FM* 38 (1970), 159–61; H. GECKELER, *Poetica* 3 (1970), 606–11; Y. LE HIR, *RLiR* 32 (1968), 403–05; K. HUNNIUS, *RF* 80 (1968), 545–47; D. MESSNER, *ZRPh.* 85 (1969), 545–47; H.-D. PAUFFLER, *BRPh.* 9 (1970), 172/73; R.-L. WAGNER, *BSL* 64 (1969), 92–94; W. ZWANENBURG, *N* 54 (1970), 191/92; etc.

² Cf. REINER, *La place de l'adjectif épithète*, p. 342.

³ Grundprinzip für die Stellungen AS bzw. SA ist das Faktum, daß sich der Urheber einer Aussage dem Gegenstand derselben gegenüber im Augenblick der Mitteilung auf zweierlei Weise verhalten kann: entweder er versenkt sich gewissermaßen in diesen (Innenschau, Absorption, Subjektivität) oder er erhebt sich geistig über ihn (Außenschau, Objektivation, Objektivität).

Anspruch genügen, repräsentativ für dieses Jahrhundert zu sein, allein aufgrund dessen, daß sie «ziemlich gleichmäßig» über dieses Jahrhundert verteilt sind (p. 11). Es handelt sich um die folgenden Texte: Chateaubriand, *René* (1802), Lamartine, *Méditations poétiques* (1820), Michelet, *Jeanne d'Arc* (1841), Baudelaire, *Les fleurs du mal* (1857, 1861), Daudet, *Lettres de mon moulin* (1866, 1868), Maupassant, *Contes de la Bécasse* (1883) und Gide, *Les nourritures terrestres* (1897). Anhand dieses Korpus nun wird der Versuch einer Phänomenologie der zwischen den Elementen einer Nominalgruppe herrschenden Beziehungen, insbesondere unter dem Gesichtspunkt der mit der Anordnung dieser Elemente verbundenen Ursachen und Wirkungen unternommen (p. 107), wobei die Argumentation strikt kontextbezogen ist (p. 107): Kontext und Sprecherhaltung also als die grundlegenden Interpretationsprinzipien für die Adjektivstellung. Der Verfasser scheidet zwischen zwei Haupttypen der adjektivischen Attribuierung:

1. die Kommentierung («...; bei der Kommentierung ... kommt die Beifügung des Adjektivs einer Meinungsäußerung des Autors über die mittels des Substantivs bezeichnete Wirklichkeit gleich.» [p. 16]) (p. 19–56);
2. die Koappellation («Unter Koappellation verstehen wir, daß das Adjektiv einfach dazu herangezogen wird, mit dem Substantiv zusammen die mitzuteilende komplexe Nominalvorstellung auszudrücken; ...» [p. 16] (p. 59–106),

die in den zwei Hauptkapiteln der Studie ausführlich abgehandelt werden. Am Schluß kommt es dann noch zu einem übersichtlichen pseudo-tabellarischen Überblick über die Motivationsprinzipien für die Positionierung des attributiven Adjektivs (p. 107–14). Abgeschlossen wird die Arbeit durch ein Autoren- und Stichwortindex (p. 115–18). Eine Bibliographie fehlt, doch scheint dies in Anbetracht der Tatsache, daß eine stilistische Analyse in einem vom Verfasser selbst ausgearbeiteten Bezugsrahmen vorgeführt wird, durchaus zu rechtfertigen. Wer an einem Überblick über die Entwicklung der Behandlung der Adjektivstellungsproblematik interessiert ist, kann sich an der reichhaltigen Bibliographie des Forschungsberichtes von 1968 orientieren⁴.

Was nun die Voranstellung «normalerweise» nachgestellter attributiver Adjektive angeht, so führt der Verfasser überzeugend aus, daß sie nichts mit irgendwelcher affektiver oder affektischer Verwendung vonseiten des Sprechers/Autors zu tun habe. Vielmehr steht immer im Hintergrund das durch die Stellung SA verkörperte Prinzip der Objektivation als Gradmesser für den subjektiven Wert der Nutzung der Stellungsmöglichkeit AS, die der Sprecherhaltung der Absorption zu verdanken ist: Absorption (vs. Objektivation), innerliches Versenken in den Gegenstand der Aussage (vs. unpersönlich-distanzbewußtes Sich-Erheben über den Gegenstand der Aussage), Innenschau (vs. Außenschau), Interesse des Ichs des Autors (vs. Interesse der Allgemeinheit), subjektives Erleben (vs. objektives Konstatieren), Introvertismus (vs. Extravertismus) bei der Kommentierung und subjektiv erlebte Eigenart (vs. objektiv bewußte Eigenart), Impression (vs. Präzision), piktive Nuance (vs. deskriptive Nuance), Kontemplation (vs. Analyse), evozierende Charakterisierung (vs. applizierende Charakterisierung) bei der Koappellation sind partiell 'synonyme' Beschreibungsweisen, die die Voranstellung des Adjektivs in den Griff zu kriegen versuchen. Die sorgfältigen Materialanalysen vermögen dies plastisch zu veranschaulichen.

Alles in allem liefert der Verfasser eine interessante und angenehm zu lesende Studie zur stilistischen Einsetzbarkeit der in der französischen Norm angelegten Möglichkeit, den

⁴ Daß die Adjektivstellungsproblematik die Forschung immer noch interessiert, zeigt u.a. auch die 1978 erschienene Studie von M. FORSGREN, *La place de l'adjetif épithète en français contemporain. Etude quantitative et sémantique*, Uppsala 1978.

attributiven Adjektiven, die funktionell gesehen ja das Substantiv in gleicher Weise determinieren, in der linearen Abfolge der Redekette verschiedene Positionen hinsichtlich des Substantivs zuzuweisen.

Edeltraud Werner



JACQUELINE PINCHON, *Les pronoms adverbiaux «en» et «y»*. Problèmes généraux de la représentation pronominale, Genève (Droz) 1972, XI + 397 p. (*Publications romanes et françaises* 119).

Es ist bestimmt etwas fragwürdig, ein bereits 1972 erschienenes Buch heute noch besprechen zu wollen¹, doch scheint mir dies im vorliegenden Fall durch die Gesamtqualität des anzugezogenen Werks gerechtfertigt. Zwar darf man von einer streng empirisch-taxonomischen Studie wie der vorliegenden keine sensationellen Ergebnisse erwarten, doch veralten solche Arbeiten auch wesentlich weniger rasch.

Schon rein umfangmäßig erscheint der erste Teil der Arbeit als Hauptteil. Er gibt eine systematische Darstellung der überaus vielfältigen anaphorischen Verwendungen von *en* und *y*. Als wichtigstes Klassifikationskriterium erweist sich dabei die Unterscheidung zwischen *représentation complète* und *représentation conceptuelle* (p. 36ss.), wie sie sich an folgendem Beispiel aufzeigen läßt:

- (1) N'est-ce pas reconnaître qu'on a en face de soi une conviction sérieuse, à *laquelle* on sent le besoin d'opposer *la sienne*? (Sainte-Beuve)

Jacqueline Pinchon bemerkt dazu: «*Conviction sérieuse* est ici l'objet d'une représentation complète par le relatif *laquelle*, tandis que *la sienne* se réfère seulement au concept de *conviction*» (p. 38). Während das Pronomen *y* ausschließlich der vollständigen Repräsentation dient, spielt *en* gerade in der konzeptuellen Repräsentation eine wichtige Rolle:

- (2) Ils veulent m'empêcher de faire mon métier? Je n'*en* ai pas d'autre. (Anatole France, zit. p. 37)

Man mag sich fragen, wozu das *en* in solchen Fällen überhaupt dient, denn das Deutsche kommt ja ohne Aequivalent dafür aus. Wahrscheinlich wird man sich mit der Feststellung begnügen müssen, daß sich das Französische hier einer expliziteren Ausdrucksweise bedient als das Deutsche, wobei die explizitere Ausdrucksweise in Sonderfällen durchaus ihre Vorteile hat. Jacqueline Pinchon (p. 69s., 327s.) erwähnt den Fall der Quantitätsadverbien:

- (3) Il aime les romans, et il lit *beaucoup*.
 (4) Il aime les romans, et il *en* lit *beaucoup*.

Da es sich um zwei verschiedene Verwendungen von *beaucoup* handelt, nennt die Verfasserin *en* in diesem Fall ein «instrument de conversion».

Einen recht ausführlichen Abschnitt (p. 92–167) widmet sie sodann dem Verhalten von *en* und *y* gegenüber der Opposition *belebt* ~ *unbelebt*. Grundsätzlich sollten *en* und *y* immer Substantive der Kategorie *unbelebt* vertreten, denn für die Kategorie *belebt* stehen andere Pronomen zur Verfügung. In Wirklichkeit wurde die Unterscheidung offenbar seit jeher nicht

¹ Daß diese Besprechung nicht früher erschien, ist nicht der Fehler des Rezensenten. Es handelt sich hier um ein Buch, das der Redaktion nach Jahren unrezensiert zurückgegeben wurde.

sauber gehandhabt, wie das folgende Beispiel aus Pascals *Pensées* in geradezu exemplarischer Weise belegt:

- (5) Du temps de Jésus-Christ, les uns croyaient *en lui*, les autres n'y croyaient ... (zit. p. 116)
 Wenn mich dieser Abschnitt des Buches allerdings nicht ganz überzeugt, so liegt das daran, daß sich hier zwei seiner grundsätzlichen Mängel besonders deutlich zeigen. Zunächst fehlen im ganzen Buch wirklich präzise statistische Angaben. So vernimmt man auch nie genau, wie häufig *en* und *y* tatsächlich Substantive der Kategorie *belebt* vertreten. Fernerhin hat Jacqueline Pinchon französische Texte aus den verschiedensten Jahrhunderten exzerpiert, sie beschränkt sich jedoch völlig auf das literarische Französisch. Dabei spielt aber gerade im *français populaire* die analogische Ausdehnung von *y* eine wichtige Rolle².

Trotzdem ist die Arbeit, besonders ihr erster Teil, von hohem Niveau. Das methodische Vorgehen ist streng taxonomisch. Strukturalistische Einflüsse sind erkennbar, doch diskutiert die Verfasserin mit Vorliebe die Theorien der philosophischen Grammatiker des 17. und 18. Jahrhunderts, die sie vorzüglich kennt.

Der zweite Teil der Arbeit fällt vielleicht etwas ab. Von beachtlichem Interesse ist immerhin das erste Kapitel über «Les locutions formées avec *en* et *y*» (p. 251–287), die bekanntlich sehr zahlreich sind (*s'en aller*, *en vouloir*, *s'y mettre*, etc.). Weniger ergiebig erscheinen mir dagegen die Kapitel über die Funktionen von *en* und *y*, sowie über ihre Stellung im Satz. Erst in ihrem Schlußkapitel diskutiert die Verfasserin dagegen die Frage, welcher Klasse von Wörtern nun eigentlich *en* und *y* angehören. Ihr eigener Kompromißvorschlag, *en* und *y* als «pronoms adverbiaux» zu bezeichnen, halte ich für wenig überzeugend. Daß überhaupt die Frage aufgekommen ist, ob *en* und *y* Pronomen oder Adverbien seien, hängt damit zusammen, daß die beiden Anaphern in gewissen Fällen, aber eben doch nur in gewissen Fällen, mit den «Adverbien» *là* und *de là* kommutieren. Wahrscheinlich wäre es am konsequentesten, dem Vorschlag Jean Dubois' zu folgen und die Form *là* selber unter die Pronomen einzureihen³.

Wie gesagt, Sensationen waren von einer Studie wie der vorliegenden keine zu erwarten. Gelegentlich liegen die Überraschungen jedoch im Detail. So erfahren wir eher beiläufig auf p. 305/6, daß *en* manchmal auch zur Pronominalisierung von *sur qc.* dient:

- (6) Mais je ramassais ça et là des bribes de conversation. Je les reliais, je les commentais, tantôt j'en faisais surgir des images, tantôt j'en raisonnais. (Henri Bosco)
 (7) Ce sont là des déformations de la langue, comme il y a celles que les peintres ont introduites de Greco à Ingres et qui ont fait la richesse de la peinture moderne. Il m'étonne que personne n'en ait écrit ... (Aragon)

Nicht minder erstaunlich ist der folgende Fall. Es handelt sich um zwei Repliken aus *Becket* von Jean Anouilh (zit. p. 198):

- (8) *Le Roi.* – Qu'est-ce qu'ils ont ces Français à nous faire moisir dans leur sacristie ?
Becket. – C'est moi qui leur *en* ai donné l'ordre, mon Seigneur.

Jacqueline Pinchon vermerkt dazu: «Il est bien évident que Becket ne pense pas: j'ai donné

² Cf. z.B. PIERRE GUIRAUD, *Le français populaire*, Paris 1978 (*Que sais-je?* 1172), p. 44s.

³ JEAN DUBOIS, *Grammaire structurale du français*, vol. I, Paris 1965, p. 141. – Die Frage nach der Grenze zwischen Substantiven und Adverbien müßte einmal grundsätzlich diskutiert werden. Nach LUCIEN TESNIÈRE, *Eléments de syntaxe structurale*, Paris 1966, p. 125, wären alle *circonstants* Adverbien oder Äquivalente von Adverbien. Dem steht aber entgegen, daß (*il vient*) *avec sa femme* und (*il le prend*) *par la main* ohne Zweifel *circonstants* sind, sich aber offensichtlich mit keinem Adverb kommutieren lassen.

aux Français l'ordre de nous faire moisir dans la sacristie; c'est simplement l'idée d'attente qui est suggéré par le pronom» (p. 199).

Es mag sich hier um Extremfälle handeln. Man wird aber schwerlich diese Sätze als inakzeptabel bezeichnen können. Ich denke, solche Beispiele sollten für uns Anlaß sein, darüber nachzudenken, ob die Sprache wirklich ein «système où tout se tient» ist, ob die neuere Linguistik nicht Gefahr läuft, den Systemcharakter der Sprache zu überschätzen.

Jakob Wüest



CHRISTIAN ROHRER, *Die Wortzusammensetzung im modernen Französisch*, Tübingen (Narr) 1977, 256 p. (TBL 78).

Rohrs Dissertation (1965) erschien 1967 im Buchhandel mit einer Auflage von nur 250 Exemplaren; angesichts des Themas war sie demnach rasch vergriffen. In seinem Aufsatz *A propos des mots construits* (BSL 63 [1968], 65–82) hat sich R.-L. Wagner mit dieser Arbeit sehr eingehend und kritisch auseinandergesetzt; im übrigen fand sie in der Kritik – unbedeutlicherweise – ein eher bescheidenes Echo¹, sie wird aber in Aufsätzen zu Wortbildungsforschung oft zitiert. Obschon sich der Verfasser von seinen sprachtheoretischen Ansätzen von 1965 bzw. 1967 distanziert, «bietet er seine Arbeit heute primär als Beispielsammlung an, die den Ausgangspunkt für weitere Untersuchungen bilden kann». In diesem Sinn kann man diese Neuauflage begreifen und auch begrüßen.

C. Th. G.



FRANZ JOSEF HAUSMANN, *Einführung in die Benutzung der neufranzösischen Wörterbücher*, Tübingen (Niemeyer) 1977, 166 p. (Romanistische Arbeitshefte 19).

Der Verfasser leitet sein Buch mit folgenden Sätzen ein: «Für die Anlage dieses Arbeitsheftes boten sich grundsätzlich zwei Wege an: der systematische und der didaktische. Der didaktische Weg vom Einfachen zum Komplizierten in stetig wachsender Lernschwierigkeit wäre für das erstmalige Durcharbeiten des Stoffes sicher ideal. Da aber in der Systematik der Wörterbücher Einfaches und Kompliziertes dicht nebeneinander liegen, hätte dieser Weg sich nicht am Aufbau der Wörterbücher orientieren können; er hätte die Systematik auseinanderreißen müssen. Das Buch wäre damit für jeglichen anderen Zweck als für die auf den Anfänger programmierte Einführung unbenutzbar geworden. Sogar der Anfänger hätte es nach einmaligem Durcharbeiten gleichsam wegwerfen können, und der Wunsch des nunmehr Eingeführten nach systematischerer Darstellung wäre unerfüllt geblieben, denn es gibt außer diesem auf dem deutschen Markt kein weiteres Buch über französische Wörterbücher. – Deshalb kam nur der systematische Weg in Frage, der, sobald man einige Grundkenntnisse erworben hat, der einzige klare und überschaubare ist. – Dem Anfänger schlagen wir dagegen folgende «Zickzacklektüre» vor...» (p. 1). Versuchen wir also, den Anfänger zu spielen, und folgen wir dem vorgeschlagenen Zickzackkurs. Kapitel 1 (p. 3–8), das den Einstieg bietet, handelt von Selektion und Bauweise, von Makro- und Mikrostruktur der zweisprachigen Wörterbücher. In den Abschnitten 5–12 des 5. Kapitels (p. 53–69) wird zunächst das Problem der prekären lexika-

¹ So W. ZWANENBURG, *Lingua* 22 (1969), 407–413, W. ROTHE, *IF* 75 (1970), 326–332.

lischen Äquivalenz zwischen Ziel- und Ausgangssprache analysiert, woraus sich 5. 6. die unterschiedliche Leistungsfähigkeit eines Herüber- und eines Hinübersetzungswörterbuchs ergibt. «Das herübersetzende Wörterbuch braucht eine möglichst extensive Makrostruktur, das hinübersetzende eine möglichst intensive Mikrostruktur» (p. 58). Anhand einiger praktischer Beispiele werden die Mittel der Äquivalenzunterscheidung und deren Problematik aufgezeigt. Dies führt zu einer wertenden Charakteristik der herangezogenen Äquivalenzwörterbücher; als besonders aufschlußreich erweist sich der Fall von dt. *tüchtig*, dem insgesamt 57 französische «Äquivalente» gegenüberstehen. Sodann werden die Techniken der Gegenprobe und der Synonymenschau, ebenfalls anhand von Beispielen, unter die Lupe genommen. Es folgt ein kurzer Ausblick auf die «faux amis». Der Autor springt dann rückwärts zu den Abschnitten 1–4 desselben Kapitels (p. 46–53), wo die gängigen Äquivalenzwörterbücher vorgestellt, klassifiziert und auf die Beschaffenheit ihrer Makro- und Mikrostruktur hin untersucht werden. Für den Studienanfänger wertvoll sind die Angaben zur Aktualität der Wörterbücher.

Der Weg führt nun zum 4. Kapitel über die (einsprachigen) Definitionswörterbücher, zunächst zu den Abschnitten 1–5 (p. 23–34). Alle in Frage kommenden Werke werden klassifiziert und z.T. gut und knapp charakterisiert (z.B. *Grand Robert* «syntagmatisch und paradigmatisch sehr reichhaltig» – *GLLF* «an Definitionen und Synonymen/Antonymen reich, aber syntagmatisch arm»; oder *Petit Robert* «mikrostrukturell reichhaltigstes einbändiges Wörterbuch» – *Lexis* «makrostrukturell reichstes und aktuellstes einbändiges Wörterbuch»). Von den selektiven Wörterbüchern empfiehlt Hausmann besonders den DFC (Larousse) und den DFV (Bordas). Es folgen auch hier stichprobenhafte Analysen zur Makro- und Mikrostruktur, dann Betrachtungen zur sog. Serienbildung, ein Euphemismus für das Abschreiben seitens der Lexikographen, und wiederum zur damit zusammenhängenden Aktualität dieser Wörterbücher. Instruktiv ist die graphische Darstellung p. 34 zur Chronologie und Filiation der Wörterbücher. – Der vorgezeichnete Weg führt alsdann zum 8. Kapitel (Diasystematische Markierung, p. 112–143) über Stilebenen, Register, Soziolekte usw. Dabei kommen – in dem Maß, in dem Wörterbücher darüber informieren – das Alter der Wörter, die Neologie, die Regionalismen, die Fremdwörter, der soziale Status der Wörter zur Sprache. Es folgt die Gegenüberstellung des *langage parlé* und *écrit* und damit die «niveaux de langue»; dabei macht Hausmann nützliche Bemerkungen zur diesbezüglichen Einreihung der Wörter durch die verschiedenen Lexikographen; cf. den Markierungsvergleich 8.4.2.2.6., wobei es vor allem um die Etiketten «populaire» und «familier» geht. Je ein Beispiel genüge: *bagnole* DFC «pop.» – PR, DFV «fam.»; *bistrot* DFC, DFV «fam.» – PR «pop.»; *baratin* DFC, PR «fam.» – DFV «pop.»; *dingue* DFC, PR und DFV einhellig «pop.» bzw. «argot familier». Damit gelangt der Verfasser zum Argot und seinen Wörterbüchern. Das Kapitel wird abgeschlossen durch Erörterungen zur Konnotation, zum Fachwortschatz, zur Frequenz, zu den seltenen Wörtern und zum fehlerhaften Gebrauch der Wörter, womit auch das Problem des Purismus in seinen verschiedenen Nuancen aufs Tapet kommt.

Daraufhin kehrt man zum 4. Kapitel zurück und zwar zu den Abschnitten 6–8 (p. 35–45), wo auf die Einzelheiten der Definition eingegangen wird: relationell oder substantiell, primär oder sekundär, sprachlich oder enzyklopädisch usw., Bedeutung des Kontextes, Polysemie und Homonymie, Reihenfolge der Definitionen bei den einzelnen Lemmata usw. Sinngemäß wird der Benutzer nun zum Kapitel 6 geführt, zur Syntagmatik (p. 70–88): die grammatische Konstruktion (in diesem Zusammenhang die «grammatischen» Wörterbücher)¹, die Kolloka-

¹ Zum Gebrauch der Präpositionen (p. 73) wären noch zu nennen: W. GOTTSCHALK, *Die französischen Präpositionen*, 3 Teile, Leverkusen 1948; einsprachig: E. LASSERRE, *Est-ce à ou de?*, Paris 1939; M. GREVISSE, *Quelle préposition?*, Paris-Gembloux 1977.

tion («Stilwörterbücher»), die feste Wendung, d. h. tournure oder locution (idiomatische Wörterbücher), das Sprichwort. Der 4. Abschnitt behandelt die Frage der den Definitionen beigegebenen, unerlässlichen Beispielsätze, also die Phraseologie, wobei grundsätzliche Probleme, wie «Zitat versus vom Lexikographen selbstgebildetes Satzbeispiel», «vollständiger Satz versus verkürztes Beispiel», diskutiert werden. Interessant ist der Vergleich zwischen DFC und DFV in Bezug auf die Verwendung der Tempora in den selbstgebildeten Beispielsätzen (die Stichprobe betrifft 775 bzw. 578 finite Verbformen, verteilt auf alle Beispiele): für das présent ergeben sich 58,4 bzw. 54 %, für das passé composé 21,4 bzw. 20,3 %, für das imparfait 7,4 bzw. 7,7 %, für das passé simple 5 bzw. 8,9 %; alle übrigen Prozentsätze liegen unter 3².

Die nächste Etappe erfüllt sich im 7. Kapitel über Paradigmatik, Abschnitt 7 (p. 89–108), worin einerseits die synchrone Wortfamilie, andererseits Synonymie/Antonymie/Hyponymie zur Sprache kommen. P. 95–96 ist den Listen der einsprachigen Synonymwörterbücher der bei Larousse 1977 erschienene *Nouveau dictionnaire des synonymes* von E. Genouvier, Cl. Désirat, T. Hordé (510 p.) hinzuzufügen. Von der Synonymie geht die Reise weiter zu den Analogie-, den Begriffs- und den Sachgruppenwörterbüchern. – Es bleiben jetzt noch zu lesen die kurzen Kapitel 2 (über das Lemma, p. 9–16) und 3 (Lemmaangaben, p. 17–22); mit letzteren meint der Verfasser die grammatische Situierung des Lemmas, Ausspracheangaben und eventuelle etymologische Informationen. Ferner Abschnitt 8 des 7. Kapitels über die Paradigmatik des signifiant (p. 104–111). Und damit wäre der Gang durch diese Einführung zu Ende. Kapitel 9 kann, nach den Worten des Autors, «als Schlußkapitel oder als Begleitlektüre während des ganzen Kurses eingesetzt werden» (p. 1). Es behandelt die «Funktionen des Wörterbuchs» (p. 144–156) – nachdem die Kapitel 1–8 auf die Frage «Wie sehen die Wörterbücher aus?» geantwortet haben – und gibt dem Wörterbuchbenutzer manch nützlichen Tip.

Alles in allem, sowohl was Systematik als auch was Didaktik betrifft, ein gut gemachtes, reichhaltiges und auch gescheites Buch, das von sicherer Sprachkenntnis zeugt und nicht nur dem Studierenden des Französischen ausgezeichnete Dienste leisten kann. Eine gewisse jugendlich-apodiktische Art des Urteilens – z. B. im Gebrauch des Epithetons «veraltet» – wird man deshalb dem Verfasser gerne nachsehen.

C. Th. G.



HORST GECKELER, *Zur Wortfelddiskussion. Untersuchung zur Gliederung des Wortfeldes «alt-jung – neu» im heutigen Französisch*, München (Fink) 1971, 566 p. (*Internationale Bibliothek für allgemeine Linguistik* 7).

Über ein Jahrzehnt nach seinem Erscheinen kann das hier angezeigte Buch nicht nur nach seiner Qualität, sondern auch nach seiner Rezeption beurteilt werden. Dabei steht fest, daß namentlich der erste, wissenschaftsgeschichtliche und theoretische Teil (p. 21–204) in der Zwischenzeit zum unentbehrlichen Arbeitsinstrument für jeden Linguisten geworden ist, der sich mit Wortsemantik beschäftigt. Von seiner Bedeutung zeugen Übersetzungen ins Italien-

² Diese Zahlen entsprechen ungefähr denjenigen Frequenzen, die aufgrund des *français fondamental* (1964) ermittelt wurden: présent 41,04%, passé composé 21,2%, imparfait 8,87%.

nische¹ und Spanische². Im zweiten Teil (p. 205–534) werden die sich am strukturellen Ansatz von Coseriu orientierenden Überlegungen an eigenem Material überprüft und präzisiert. Dabei wird der Nachweis erbracht, daß der vorgestellte Weg in der Praxis der lexikologischen Arbeit begehbar ist und zu wichtigen Ergebnissen führt.

Freilich hat sich die Semantik seit dem Erscheinen von Geckelers Arbeit entscheidend weiterentwickelt, so daß heute auch die Frage nach dem Stellenwert des vorgeführten, konsequent paradigmatischen Ansatzes gestellt werden muß. Dabei wird deutlich, daß die Analyse von Systembedeutungen auf der Abstraktionsebene einer Funktionssprache nach der von Geckeler entwickelten Methode auch ihre klaren Grenzen hat:

1. Oppositionsfähig sind immer nur monosemierte Sememe. Im Falle von Polysemie – und dies dürfte eher die Regel als die Ausnahme sein – nehmen folglich jeweils bloß Teile der Gesamtbedeutung (*vieux₁, vieux₂ ... vieux_n*) an den paradigmatischen Relationen teil. Dieser Umstand hat zur Konsequenz, daß die Beziehungen unter den Sememen im Dunkeln bleiben und somit auch der Anspruch einer vollständigen Bedeutungsanalyse nicht restlos erfüllt wird.

2. Der gewählte enge Paradigmabegriff (p. 218) verstellt den Blick auf sprachlich relevante Beziehungen zwischen lexikalischen Einheiten aus verschiedenen «Wortarten».

3. Die zu beschreibende Funktionssprache wird aus Wörterbüchern und geschriebenen literarischen Texten gewonnen. Dieses Vorgehen wird freilich kaum reflektiert. Darüber hinaus aber stellt sich die Frage nach dem Stellenwert der ermittelten Resultate im Rahmen eines Modells des tatsächlichen Funktionierens von Sprache in Kommunikationssituationen, in welchen die Sprecher wohl mit einer «polylektalen» semantischen Kompetenz operieren.

4. Auf der gewählten Abstraktionsebene wird das Lexikon als starre und – namentlich im Zentrumbereich der Felder – stabile systematische Oppositionsstruktur beschrieben. Diese Rigidität erscheint uns angesichts der Dynamik der in der Kommunikation flexibel ins Werk gesetzten semantischen Komponente eines Sprachmodells nicht ganz angemessen.

Es soll mit diesen Bemerkungen natürlich nicht darum gehen, die Leistungsfähigkeit des paradigmatischen Ansatzes innerhalb der selbstgewählten Prämissen und Grenzen in Frage zu stellen. Die gewichtige Arbeit von Geckeler ist selbst der beste Gegenbeweis. Was sie jedoch weder leisten kann noch leisten will ist eine Erklärung des tatsächlichen Funktionierens der sprachlichen Kommunikation. Müßte sie das? Man kann diese Frage auch von einer anderen Seite her angehen. Von den «Gesamtmodellen», die bislang angeboten wurden, ist noch jedes in den Anfängen steckengeblieben. Namentlich wird die Analyse des Wortschatzes in der Regel einfach vorausgesetzt. Gerade hier wäre eine Übertragbarkeit der Ergebnisse der strukturellen Lexikologie außerordentlich wertvoll. Ob und, wenn ja, mittels welcher Anpassungen sie sinnvoll und möglich ist, wäre deshalb einer gründlichen Untersuchung wert.

Georges Lüdi



¹ HORST GECKELER, *La semantica strutturale*, Torino (Boringhieri) 1979. Dabei handelt es sich um eine Übersetzung des separat erschienenen theoretischen Teils der angezeigten Arbeit (Originaltitel: *Strukturelle Semantik und Wortfeldtheorie*, München [Fink] 1971), dem der Autor auf Wunsch der Herausgeber eine Zusammenfassung der Ergebnisse seiner Untersuchungen am Wortfeld «alt-jung-neu» beigefügt hat.

² HORST GECKELER, *Semántica estructural y teoría del campo léxico*, Madrid (Gredos) 1976. Es existiert dem Vernehmen nach auch eine brasilianische Übersetzung, die ich jedoch nicht einsehen konnte.

RUDOLF BRUMMER, *Katalanische Sprache und Literatur*. Ein Abriß, München (Fink) 1975, 86 p.

«Der vorliegende Abriß verfolgt den Zweck, den Leser mit den wichtigsten Erscheinungen der katalanischen Sprache und ihres Schrifttums bekanntzumachen.» So sagt es der Verfasser im Vorwort (p. 7). Ich frage mich nur, wer denn dieser Leser sei. Sicher nicht ein eigentlicher Anfänger, ein Student zum Beispiel, der mit dem Studium des Katalanischen beginnen will. Dieser würde durch das vorliegende Büchlein überfordert. So bescheiden es sich auch gibt, es ist sehr anspruchsvoll, da es auf weniger als hundert Seiten einen Abriß der Sprachgeschichte, der historischen Laut- und Formenlehre, eine Beschreibung der Orthographie, Aussprache und Morphologie der heutigen Sprache von Barcelona sowie einen Überblick über die Literaturgeschichte bieten will und dazu noch Proben von katalanischen Texten vom 12. bis zum 20. Jahrhundert enthält, welche «einen Eindruck von den verschiedenen Sprachstadien» vermitteln sollen. Trotz gewissen Erläuterungen kann aber nur der diese Texte verstehen, der bereits gewisse Katalanischkenntnisse besitzt.

Die Unklarheit in bezug auf das Zielpublikum schließt nicht aus, daß das Büchlein wertvolle Anregungen vermittelt. Zum Teil ist der überblickhafte Abriß gut gelungen. Zum Teil wird der Spezialist allerdings Mängel feststellen. So halte ich es für einen Mangel, wenn bei der Diskussion über die Stellung des Katalanischen unter den romanischen Sprachen die Studie von Amado Alonso *La subagrupación románica del catalán*¹ überhaupt nicht erwähnt wird. So glaube ich ferner nicht, daß sich die Auffassung wirklich vertreten läßt, das Katalanische habe im Mittelalter ein weitgehend «einheitliches Gepräge» ohne nennenswerte dialektale Differenzierung besessen (p. 13, 16, 17). Dem widerspricht schon das, was der Autor selbst von den auf *ipse* zurückgehenden Artikelformen sagt (p. 30). Dem widersprechen sicher auch gewisse Entwicklungen im Vokalismus. Daß die haupttonigen Vokale «im wesentlichen noch den spätvulgärlateinischen Phonemen» entsprechen (p. 23), stimmt für den *e*-Bereich ganz sicher nicht, und die Aussage «Ob die Weiterentwicklung *e* > *ɛ* ... schon alt-katalanisch vorlag, läßt sich schwerlich feststellen» (*ibid.*), zeigt Lücken in der Kenntnis der wissenschaftlichen Literatur der letzten zwei Jahrzehnte. Gerade im Bereich von *e* und *ɛ* liegt ohne jeden Zweifel eine ebenso wichtige wie alte Differenzierung des katalanischen Sprachraums vor².

Es kann hier nicht darum gehen, weitere Einzelprobleme zu diskutieren oder anzudeuten. Aufs Ganze gesehen wird man Brimmers Schrift jedem Romanistik-Studenten empfehlen, der sich bereits mit dem Modernkatalanischen vertraut gemacht hat. Solche Leser werden auch dankbar die ausführliche Bibliographie benützen.

G. H.



H. SALVADOR MARTÍNEZ, *El «Poema de Almería» y la épica románica*, Madrid 1975, 478 p. (*Biblioteca Románica Hispánica, II: Estudios y Ensayos* 219).

Dieses Buch bietet sehr vieles: einen Forschungsbericht zur *Chronica Adefonsi Imperatoris* mit einer ebenso ausführlichen wie einleuchtenden Argumentation zugunsten der Autorschaft von «Arnaldo, obispo de Astorga», eine Ausgabe mit spanischer Übersetzung

¹ Abgedruckt in: *Estudios lingüísticos. Temas españoles*, Madrid 1967, p. 11–83.

² Cf. dazu jetzt GEROLD HILTY, *Alguns aspectes de l'evolució històrica de la «ɛ» i de la «e» en català*, in: *Miscel·lània Aramon i Serra. Estudis de llengua i literatura catalanes oferts a R. Aramon i Serra en el seu setantè aniversari*, II, Barcelona 1980, p. 231–237.

des letzten Teiles dieser Chronik, welcher – in lateinischen Hexametern – als größte Heldentat von Alfons VII. die Eroberung von Almería besingt, eine sorgfältige Untersuchung des historiographischen Gehalts dieses Gedichts sowie seiner Struktur, seiner Sprache und seines Stils, und darüber hinaus eine fundierte – zum Teil etwas langatmige – Einbettung des *Poema* in die große Problematik der Tradition epischer Gesänge im 11. und 12. Jahrhundert, sowohl in Spanien als auch in Frankreich.

In bezug auf diese Tradition vertritt H. Salvador Martínez mit bisher in der Forschung kaum gekannter Insistenz und Konsequenz die Auffassung, sie sei grundsätzlich nicht an eine bestimmte Sprachform gebunden und könne sich sowohl auf Lateinisch als auch in der Volkssprache (Kastilisch, Französisch) verwirklichen. Bis ins 10. Jahrhundert sei allerdings nur die lateinische Form verwendet worden. Im 11. Jahrhundert habe die Volkssprache das Latein dann aber zu verdrängen begonnen, noch um die Mitte des 12. Jahrhunderts – die *Chronica Adefonsi Imperatoris* ist zwischen August 1147 und Februar 1149 entstanden – habe es jedoch eine «coexistencia de una misma temática épica, narrada en dos lenguas distintas» (p. 64) gegeben. So stehe das *Poema de Almería* in der gleichen Tradition drin wie das *Poema de Mio Cid*.

Es kann hier nicht darum gehen, diese mit viel Scharfsinn und einer überreichen Materialfülle vorgetragene These in ihrer Ganzheit zu beurteilen. Sicher ist, daß zwischen dem *Poema de Almería* und dem *Cid*-Stoff Beziehungen bestehen, indem das *Poema* ausdrücklich Gesänge über die Heldentaten des Cid erwähnt und die – historisch weitgehend oder sogar volumnäßig unbegründete – Verschmelzung des Cid mit Alvar Fáñez zu einem Heldenpaar zum erstenmal belegt, nachdem es das andere berühmte epische Paar Roland-Olivier erwähnt hat¹. Dies war der Forschung natürlich längst bekannt. Man kann aber daraus verschiedene Schlüsse ziehen in bezug auf die Entstehungsgeschichte des *Poema de Mio Cid*. Die Auffassung des Autors, die Erwähnung des Cid-Stoffes im *Poema de Almería* setze keineswegs die Existenz des Epos in der überlieferten Form voraus, ist sicher richtig. Voll auf genügen würde die Existenz jenes Teils, der nach E. von Richthofen den ältesten Kern des Epos bildet (Cantar II, Verse 1085–2060)², genügen könnten sogar auch schon verschiedene kleinere «cantos noticieros» über den Cid und Alvar Fáñez.

So wird das Buch von H. Salvador Martínez zu einer Herausforderung, zur Herausforderung nämlich, die Entstehungsgeschichte des *Poema de Mio Cid* in ihrer Ganzheit neu zu überdenken. Mit dem Autor bin ich überzeugt, daß dies nötig ist und daß wir viel mehr, als dies die Schule von Menéndez Pidal tut, mit der Existenz von kurzen «cantos noticieros, nacidos al calor de los hechos» rechnen müssen. Diese Gesänge würden sogar hinter den von E. von Richthofen angenommenen ältesten Kern zurückreichen. «El hipotético poema que constituye la parte central del ‘cantar segundo’ no sería el primero sobre el Cid sino más bien la reelaboración de relatos más cortos, latinos y vulgares. De tal manera que antes de nacer lo que pudieramos llamar ‘gesta de Cid’ (así la llama el poeta mismo en el verso 1085), poema de no más de 1000 versos, existieron poemas del tipo *Carmen Campidoctoris* que, por su brevedad e historicidad, podemos llamar cantos de nuevas, o noticieros, desti-

¹ Wie breit die Darstellung all dieser Probleme angelegt ist, zeigt die Tatsache, daß H. SALVADOR MARTÍNEZ der Problematik Roland-Olivier mehr als vierzig Seiten in zusammenhängenden Abschnitten widmet (p. 279–313, 388–395), neben vielen zusätzlichen Hinweisen, welche – dies sei hier nebenbei erwähnt, – der sehr gute und nützliche «Indice de autores y materias» (p. 447–474) rasch erschließt. Daß dabei die schöne Studie von R. R. BEZZOLA, *Olivier*, in: *Eumusia*, Ernst Howald zum sechzigsten Geburtstag, Zürich 1947, p. 115–139, nicht erwähnt wird, darf ein Schweizer Romanist mit Bedauern vermerken.

² Cf. die Zusammenfassung bei H. SALVADOR MARTÍNEZ, p. 369–370.

nados a divulgar entre la gente de tropa y los pueblos conquistados las proezas del Cid.» (p. 371 s.).

Vor einigen Jahren habe ich zu zeigen versucht, daß die lange Episode von Alcocer im ersten Gesang in dem Sinne gedeutet werden muß, daß ihr ein «canto noticiero» zugrunde liegt, der, in einer komplexen Übertragung, ins große *Poema* eingebaut worden ist³. Im Cantar I lassen sich mindestens zwei weitere solche «cantos noticieros» feststellen, der Bericht über die Züge nach Castejón de Henares und Alcalá, welchem, historisch gesehen, das eigenmächtige, aber erfolgreiche Handeln des Cid vor seiner Verbannung zugrunde liegt und welcher ebenfalls aufgrund einer chronologischen Übertragung ins *Poema* eingebaut worden ist⁴, sowie der Bericht über die Schlacht im Pinar de Tévar gegen den Grafen von Barcelona. Zu Beginn des 13. Jahrhunderts (die Jahrzahl 1207 interpretiere ich in diesem Sinn) hat dann ein großer Dichter, indem er bestehende Elemente überlegen verwendete und Neues dazugestaltete, jene wunderbare Einheit geschaffen, die im erhaltenen *Poema de Mio Cid* vorliegt. Das ist vorläufig noch hypothetisch. Das Buch von H. Salvador Martínez regt jedoch nicht nur zur Formulierung von neuen Hypothesen an, es stellt auch bereits solides Material für die Überprüfung dieser Hypothesen bereit. In diesem Sinn ist es äußerst anregend und weiterführend.

G.H.



GONZALO DE BERCEO, *Obras Completas III: El duelo de la Virgen, Los himnos, Los loores de Nuestra Señora, Los signos del Juicio Final*, Estudio y edición crítica por BRIAN DUTTON, London (Tamesis Books Limited) 1975, 163 p.

Siguiendo la tarea de publicar el «opus» completo de Gonzalo de Berceo, el Sr. Dutton nos ofrece en este tercer tomo la edición de una serie de obras que, contrariamente a las aparecidas en los dos primeros volúmenes (cf. aquí nuestra reseña, 37 [1976], 324–326), no se hallan tan estrechamente relacionadas con el cenobio benedictino de San Millán de la Cogolla.

Cada uno de los poemas editados va precedido de una noticia en la que se especifica la transmisión manuscrita, la índole del tema tratado y la de su incidencia en la literatura medieval latina y románica. A pie de página van las variantes y las explicaciones sobre lecciones rechazadas, etc. Al final de cada apartado hay unas notas de carácter histórico y filológico, y a menudo se publican documentos que pueden considerarse como fuentes de las piezas berceanas o están de algún modo relacionados.

Sin duda alguna la perla de éstas la constituye, en el *Duelo*, la canción «paralelística» del *Eya velar*, la cual ha dado ocasión a tantas interpretaciones. Precisamente este texto es uno de los que se nos han transmitido de forma más imperfecta, y Dutton lo ha sometido, según su propia declaración, a «más enmiendas y críticas textuales» (p. 7; cf. el interesante estudio de la cántica en las p. 8–16).

³ G. HILTY, *El Cid en Alcocer*, in: *Orbis Mediaevalis*, Mélanges de langue et de littérature médiévales offerts à R.R. Bezzola à l'occasion de son quatre-vingtième anniversaire, Berne 1978, p. 173–185.

⁴ Vielleicht hat übrigens die Urform dieses «canto noticiero» ein episches Modell abgegeben, das auch in der französischen Epop sichtbar wird, im Bericht darüber, daß Roland Karl den Großen während der Belagerung von Pamplona verläßt und eigenmächtig Nobles angreift; cf. E. VON RICHTHOFEN, *La «Entrée d'Espagne» y el «Poema del Cid»*, in: *Tradicionalismo épico-novelesco*, Barcelona 1972, p. 37–38.

En la reseña arriba mencionada expuse mis elogios a la admirable labor y erudición de Dutton y también me permití apuntar alguna reserva en cuanto al tratamiento excesivamente «emendatorio». Huelga repetir ahora lo dicho.

Los cuatro textos que se dan a conocer existen en el manuscrito *I* (= Ibarreta), ejecutado por los años 1774–1776, el cual a su vez copia originales de diversa procedencia. Los *Loores* se hallan también en el ms. S, igualmente tardío. El editor cree que es razonable alterar aquí y allá para restaurar el lenguaje prístino (cf., por ej., p. 69). Con este criterio, que no todos compartirán, se lanza denodadamente al quehacer (véase, en las p. 145–149, la lista a doble columna de las «Enmiendas al texto»).

Esta vez el glosario contiene casi siempre la referencia al lugar en donde aparece la voz recogida (cf., empero, algunas formas sin tal requisito, s. *assín*, *atal*, *cadió*, *cadrié*, *élli*, *end(e)*, *estido*, *estonç*, *fer*, *nul*, *oblidar*, *odrá*, *sedié*, *so*, *só*, *sovo*, *udió*, *verrá*, *vidí*, etc.). Normalmente se da una sola referencia para cada palabra (véase, p. 151), y ello es de lamentar porque a menudo la significación cambia o es diferente en otro contexto. Por ejemplo, *escanto* es, según el editor, para *Duelo*, 91 b, ‘hechizo, encanto’. Quizá tenga razón; pasemos por alto el que la lección manuscrita sea ahí *est cantico*. Pero ¿será lo mismo que el *escanto* de *Duelo*, 180 a? Confieso no comprender el sentido de este segundo pasaje, no aducido por Dutton. Por lo demás, la nota de la p. 49 no hace la menor alusión a los trabajos de C. Michaëlis y otros¹. – Nuevo ejemplo, al azar: *sobreventia* (*Duelo*, 17 a) es ‘susto’ para Dutton. Más bien parece ‘acaso inesperado, sorpresa, sobresalto’, lo cual no excluye la connotación de ‘susto’ (añádese *ib.*, estrofa 193 a)². – *Lacerio* viene recogido según *Duelo*, 14 b, pero en *Signos del Juicio*, 53 a, leemos *lazerio* (p. 129), grafía más acorde con las habitudes del castellano del siglo XIII.

Con frecuencia no sabemos cuál es la base real que permite definir una palabra. Así *enguedat* ‘libertad’ debe de ser interpretación precipitada; por lo menos convendría remitir a las discusiones de los estudiosos (cf. *DCELC*, II, p. 1003 a, s. *inquina*). ¿Por qué *portero* es ‘agüero’ y *sivuelquando* ‘para siempre’? Lo mismo cabe objetar de *uslar* definido como ‘herir, llagar’.

Tampoco vale incluir en el glosario voces reconstruidas por el editor: *allora*, *cambariella*, *desende*, *man a massiella*, *manna*, *nares*, *revisclar*, etc. Con ello se llena de fantasmas la lexicografía española, y bastante sobrada que está ya.

Algunas definiciones aclaran muy poco: *bocín*, que es ‘burla’, viene explicado como ‘bocinada’ o bien *rioaduchos*, como ‘pecios, echazón’.

Me permitiré terminar diciendo que la lengua castellana, como todas, posee sinónimos y pronombres; por ejemplo, no se ve la necesidad de emplear diez veces en media página la palabra *versión* (p. 135); en la p. 139, la tal *versión* es utilizada once casos, en 18 líneas.

Germán Colón



¹ Cf. *RFE* 53 (1970), 302–304. Añádase el texto de las *Cobia de vicios* citado por R. B. TATE en su edición de FERNÁN PÉREZ DE GUZMÁN, *Generaciones y semblanzas*, London 1965, p. 91, N 107.

² Las citas del *Cid* y Berceo que trae Corominas (*DCELC*, IV, p. 700 b. 1), se pueden incrementar con pasajes del *Corbacho* del Arcipreste de Talavera (1438; cf. R. MENÉNDEZ PIDAL, *Antología de prosistas españoles*, Madrid 1956, p. 46, N 1) y de la *Danza de la Muerte*, ed. de 1520 (J. AMADOR DE LOS RÍOS, *Historia crítica de la literatura española*, Madrid 1865, VII, p. 531; véase también otra mención *ib.*, p. 506, que es de una edición quizás posterior).

MARIUS SALA, *Le judéo-espagnol*. The Hague-Paris (Mouton) 1976, xi + 113 p. (*Trends in Linguistics. State-of-the-Art Reports* 7).

Die Studien zum Judenspanischen haben in jüngster Zeit einen beträchtlichen Aufschwung erlebt. Auch in den letzten Bänden unserer Zeitschrift sind Originalartikel und Rezensionen zu diesem Forschungsgebiet erschienen¹. Die hier anzuseigende Publikation von M. Sala steht in der bei Mouton erscheinenden Reihe der *State-of-the-Art Reports* und will einen Überblick über Forschungsgeschichte und Forschungsstand im Bereich des Judenspanischen geben. Das Ziel wird sicher erreicht. Ein thematisch gegliederter Forschungsbericht (Kapitel 1: «Considérations préliminaires», p. 1–9; Kapitel 2: «Structure du judéo-espagnol», p. 10–27; Kapitel 3: «Histoire du judéo-espagnol», p. 28–56; Kapitel 4: «Textes», p. 57–75; Kapitel 5: «Bibliographies», p. 76–78) wird ergänzt durch eine alphabetisch geordnete Bibliographie². Ein besonderes, kurzes Kapitel (p. 79–81) nennt die «Problèmes actuels» und gibt damit auch einen Ausblick auf mögliche weitere Forschungen.

Der Hispanist kommt nicht immer ganz auf seine Rechnung³. So wird etwa die interessante Frage nach den Beziehungen des Judenspanischen zu den verschiedenen dialektalen Räumen des Spanischen nicht mit der nötigen Eindringlichkeit gestellt (cf. etwa p. 26s. und 43). Natürlich kann und soll diese Perspektive auch ausgeweitet werden auf den portugiesischen und den katalanischen Raum (cf. p. 44s.). Daß dann aber auch – in umgekehrter Perspektive – die Einflüsse des Judenspanischen auf das Portugiesische (sowie auf die Balkansprachen und das Yiddische) besprochen werden⁴, ist nicht ganz konsequent. Alles in allem ist aber die vorliegende Studie ein gutes und unentbehrliches Arbeitsinstrument.

G. H.



KARSTEN GARSCHA / H. G. KLEIN, *Einführung in die Lateinamerikastudien am Beispiel Perú*, Tübingen (Niemeyer) 1979, 200 p.

Das vorliegende Buch ist gemäß dem Vorwort aus «mehreren gemeinsamen linguistisch-literarischen Einführungsveranstaltungen der Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt am Main» entstanden und richtet sich an Romanisten, sowie allgemein an Leser, die sich für lateinamerikanische Probleme interessieren.

Es gliedert sich in drei Teile: der erste Teil bietet eine kurze landeskundliche Einführung, für die beide Autoren verantwortlich zeichnen. Es werden geographische, historische, soziolo-

¹ Cf. vor allem die Studie von PAUL WEXLER, *Ascertaining the position of Judezmo within Ibero-Romance*, *VRom.* 36 (1977), 162–195, sowie die Besprechungen der Werke von S. G. ARMISTEAD und J. H. SILVERMANN, *The Judeo-Spanish Ballad Chapbooks of Jacob Abraham Yoná*, Berkeley 1971, in *VRom.* 34 (1975), 340–342 (EVA SALOMONSKI); M. STUDEMUND, *Bibliographie zum Judenspanischen*, Hamburg 1975, in *VRom.* 35 (1976), 288–291 (P. WEXLER); M. SALA, *Estudios sobre el judeoespañol de Bucarest*, México 1970, in *VRom.* 36 (1977), 370–372 (G. HILTY); M. LAZAR et al. (eds), *Diccionario ladino-hebreo con glosario ladino-español*, Jerusalem 1976, in *VRom.* 38 (1979), 279–283 (P. WEXLER).

² Die Benützung des Werks würde allerdings erleichtert, wenn die Bibliographie auch als Register gestaltet worden wäre, indem bei jeder Studie durch Verweis angegeben würde, wo sie im Forschungsbericht erwähnt oder besprochen wird.

³ Kleinere bibliographische Mängel seien nur an einem Beispiel angedeutet: Die 5. Auflage der *Historia de la lengua española* von R. LAPESA ist nicht 1962, sondern 1959 erschienen. Abgesehen davon hätte SALA doch auch schon die 7. Auflage von 1968 verwenden können.

⁴ Cf. den Abschnitt «L'influence du judéo-espagnol sur les diverses langues», p. 56.

gische und politische Verhältnisse skizziert, wobei die politische Entwicklung des heutigen Perú bis 1978 berücksichtigt ist mit einem Ausblick auf die Wahlen von 1980.

Größeren Umfang nehmen naturgemäß Kapitel 2 und 3 ein. In Teil 2 gibt K. Garscha eine Übersicht über die «Entwicklung und Struktur der peruanischen Literatur» und zwar von der Literatur im Tawantinsuyu der Inka über die Zeit der Conquista und Kolonialisierung bis hin zur Unabhängigkeit und Moderne. In didaktisch sehr geschickter Weise werden die Probleme eines jeweiligen Zeitabschnittes an wenigen repräsentativen Werken und Autoren veranschaulicht. So werden z. B. als vier Varianten der ersten Auseinandersetzung der spanischen Welt mit der Welt der Indios die Chroniken von Pedro de Gamboa und Pedro de Cieza de León, die «Comentarios Reales» von Garcilaso de la Vega und die «Nueva Crónica y buen Gobierno» des Felipe Huamán Poma de Ayala vorgestellt. Der Schwerpunkt wird auf die letztere, den Spaniern gegenüber kritische Chronik gelegt, deren Wiederentdeckung durch R. Pietschmann 1908 als für die Literaturwissenschaft so bedeutend wie das Auffinden von Macchu Picchu durch Bingham für die Archäologie bezeichnet wird. Für die neueste Zeit stehen César Vallejo, dann Ciro Alegria als Vertreter des literarischen Indigenismus und José María Arguedas und Mario Vargas Llosa als Hauptvertreter der jüngsten literarischen Entwicklung im Mittelpunkt der Betrachtung.

Der sozialkritische, engagierte Standpunkt des Autors wird besonders deutlich in der Behandlung des peruanischen Soziologen Manuel González Prada, der Universitätsreform-Bewegung 1919–23 und der Zeitschrift «Amauta», der Mariátegui seinen sozialistischen Stempel aufdrückte.

Im dritten Teil des Buches behandelt Horst G. Klein «Linguistische Probleme» Perús. Sein Blickpunkt ist eindeutig soziolinguistisch. Er ist ebenso sozialkritisch engagiert wie Garscha. Er erörtert in gesonderten Abschnitten die «Sprachen im alten Perú», den «sprachlichen Kolonialismus» im Reich der Inka, als dessen Hauptinstrument das von den Spaniern «lengua general» genannte Runa Simi, das heutige Quechua, bezeichnet wird.

«Die sprachliche Situation in der Kolonialzeit» wird durch die Trennung der «multilingualen Unterschicht und der hispanophonen Oberschicht» gekennzeichnet, wobei dem Quechua zunehmend der «Charakter einer andinen Resistenzsprache der armen Bevölkerung» zukomme.

Der «Sprachwissenschaft als lateinamerikanische Disziplin» ist ein besonderer Abschnitt gewidmet. Diese erforsche zu Anfang des Jahrhunderts und noch heute, abgesehen von jüngeren soziolinguistischen Arbeiten (A. Escobar), vor allem die Besonderheiten des lateinamerikanischen Spanisch in lexikologischer Hinsicht (peruanismos, bolivianismos). «Abgesehen von Ansätzen zur Debatte der Normfrage im Spanischen kann man in Perú erst nach dem zweiten Weltkrieg eine wirkliche Eigenständigkeit und Unabhängigkeit von europäischen Fragestellungen in der Sprachwissenschaft beobachten» (p. 169).

Die letzten Abschnitte des linguistischen Teils handeln von der «Sprache und Gesellschaft im unabhängigen Perú» und beleuchten in soziolinguistischer Art die «funktionale Verteilung der Sprachen im Andengebiet». (Aufschlußreiche Graphik dazu p. 177 aus X. Albó «El futuro de los idiomas oprimidos» La Paz [CIPCA] 1974). Es wird dabei auf die Forschungsarbeiten des Instituto de Estudios Peruanos (Lima), der Universität Cuzco und der Universität Cochabamba zur Soziolinguistik und zur «Deskription, Vereinheitlichung der Graphie und Normierung des Quechua» hingewiesen.

Eine Wertung des bikulturellen Reformversuchs durch das von der Militärregierung des Generals Velasco Alvarado erlassene Gesetz vom 27. Mai 1975, «Oficialización del quechua», beschließt den dritten Teil.

Sehr willkommen dürften für Seminarübungen die jedem Teil am Schlusse beigegebenen Anregungen zur «begleitenden Lektüre und Übungen» sein. Nebst den bibliographischen

Anmerkungen zu Teil 2 und Teil 3 enthält das Buch ein Literaturverzeichnis der Primär- und Sekundärliteratur.

Im Sinne einer «emancipatorischen Linguistik» (p. 183) und einer von einem andern Frankfurter Romanisten geforderten «kritischen Hispanistik» (M. Franzbach, *Plädoyer für eine kritische Hispanistik*, Frankfurt a. Main 1978) dürften die Autoren ihr Ziel erreicht haben, «zum Verständnis des sprachlichen, literarischen und damit kulturellen und sozialen Wandels in der Dritten Welt» (p. 183) einen Beitrag zu leisten, wenn auch der etwas einseitige sozialkritische Ansatz der kulturellen Leistung der Spanier in Lateinamerika nicht voll gerecht zu werden vermag.

Beda Hüppi



DIETER MESSNER, *Dictionnaire chronologique des langues ibéroromanes*, I: *Dictionnaire chronologique portugais* Heidelberg (Winter) 1976, 488 p. (*Sammlung romanischer Elementar- und Handbücher: Reihe 3, Wörterbücher; Bd. 7*).

El autor se propone ofrecer, de manera esquemática, los léxicos de las tres lenguas hispánicas y el del francés, de suerte que, mediante un simple vistazo, podamos tener una primera información acerca de las dataciones de un vocablo. La obra proyectada ha de constar de cuatro tomos, dedicados respectivamente al portugués, al catalán, al español y a los vocablos franceses emparentados. El volumen que comentamos aquí va consagrado al portugués, cuyo acervo léxico se presenta en cortes de diez años, a partir del siglo IX. Mediante un ingenioso procedimiento se brindan al usuario los datos cronológicos de la palabra y asimismo las opiniones de los etimólogos sobre su origen o procedencia.

Abriendo, por ejemplo, la página 269 y fijándonos en la voz *vinheta* hallaremos el siguiente cuadro:

83 *vinheta* 1 *viñeta* 84 *vinyeta* 69 *vignette* 28 | 6 | 6 | 6 | 1 | 1.

Estas cifras se refieren a los números que van en lo alto de la página y que, una vez interpretadas, nos enteran de que el portugués *vinheta* es un sustantivo (= 1) de origen francés (= 6), según la opinión de Machado y otros lingüistas, y cuya aparición se sitúa entre 1830 y 1839 (= 83). Su equivalente español *viñeta* está documentado entre 1840 y 1849 (= 84); el cat. *vinyeta*, entre 1690 y 1699 (= 69), mientras que el fr. *vignette*, base de los préstamos hispanos, es un derivado de un sustantivo (= 1|1), atestiguado entre 1280 y 1289 (= 28). En efecto, Machado fecha el port. *vinheta* en 1838; Corominas, el esp. *viñeta* en 1843; y Alcover-Moll, el cat. *vinyeta* en 1696. La obra de Messner recoge, pues, los datos de los principales repertorios y ello podría resultar útil. Y poco debería importar que, luego, un estudio pormenorizado de esa familia léxica modificara el panorama, el cual, según mis indagaciones en el terreno hispánico, es: port. *vinheta* (1783), esp. *viñeta* (1607) y cat. *vinyeta* (1503)¹.

Nada hay tan deleznable como la datación lexicográfica, y sería injusto reprochar al autor la falta de coincidencia de sus fechas, sacadas de obras «standard», y las que el investigador consigue mediante el vaciado asiduo y sistemático de los textos. Sin embargo, uno se pregunta si es acertado titular «cronológico» un diccionario y limitarse a tomar las fechas de unos pocos y muy accesibles repertorios.

¹ Véase mi libro *La llengua catalana en els seus textos*, Barcelona 1978, vol. II, p. 43–49.

El Sr. Messner dio a la luz en 1974 un estudio que es una especie de advertencia metodológica a su publicación actual². Allí justifica el que, por ser éste un trabajo individual, no se haya recurrido a monografías: «... konnten aus Zeitgründen Einzelstudien weder zusammen gesucht noch eingearbeitet werden» (p. 17). Entonces me parece poco indicado que él pretenda que en lo lexicográfico y cronológico «die iberoromanischen Sprachen unterentwickelt sind» (p. 3); a la vez fulmina contra todas las historias de la lengua por no apoyarse en datos lingüísticos objetivos, «auch die französische von Wartburg» (*ib.*). Y la letanía la repite más adelante: «die iberoromanische Etymologieforschung» se halla «auf sehr niedrigem Niveau» (p. 97–99). Quizá sea así, pero no será ciertamente el *Dictionnaire chronologique* que aquí comento el que ayude a sacarla de tan lamentable estado.

Al desconocimiento práctico de las lenguas hispánicas por parte del autor, se unen inconvenientes bastante molestos en cuanto a la presentación material del *Dictionnaire*, que lo hacen realmente inutilizable:

Las erratas son numerosísimas. Me he entretenido en efectuar unas calicatas y he quedado edificado. En la misma página 269, en donde está nuestra voz *vinheta*, la palabra francesa aparece como *vignette*. Ahí también se lee cat. *dudisme* (por *budisme*, s.v. *budismo*); port. y esp. *caorico* (por *caótico*); port., esp., cat. *feu la* (por *fécula*); port., esp. *tentaculo* (por *tentáculo*); fr. *jygeene* (por *hygiène*) ... Añadamos que la máquina corta a su antojo los vocablos, por ejemplo, y seguimos en la pág. 269, s.v. *conservator* [compréndase *conservatório* ‘escuela de música’] leemos port., esp., cat. *conservator* (por *conservatório*, *conservatorio*, *conservatori*), fr. *conservatoi* (por *conservatoire*). ¿Cómo vamos a saber qué representa el muñón *significa* (s.v.) para port., esp., cat. *significa*, fr. *signifian*? Uno supone que el lema será *significante*. Sin salirme de la p. 269 y ajustándome a los criterios del Sr. Messner, no veo por qué razón faltan (s.v. *figurino*) el fr. *figurine* o (s.v. *hibernação*) el cat. *hivernació*.

Esperemos que un volumen final de índices subsane algún tanto estas deficiencias, las cuales, repito, se dan a lo largo de todo el *Dictionnaire chronologique*. Terminaré diciendo que la obra se ha realizado con unas máquinas que ciertamente serán muy cómodas, pero que no están fabricadas pensando en las lenguas románicas³. Así nos encontramos con una carencia total de diacríticos: no hay acentos gráficos, cedilla ni tilde móvil. Nada se ha hecho por remediar esta enojosa situación.

Tras lo expuesto, me parece superfluo entrar a discutir la selección u omisión de voces (por ejemplo el que ponga el port. *matagal* al lado del esp. *matorral*, p. 207, o el port. *brenha*, esp. *breña* junto al cat. *breny*, p. 17, o que no feche el esp. *junquillo*, p. 207) y mil incongruencias más. Por cuanto atañe a las lenguas «ibéroromanes» mi opinión está formada. El autor afirmó también que «notre répertoire apportera une aide très appréciable à tous les historiens du lexique français» (cf. *RLiR* 39 [1975] 184). Estos dirán⁴.

Germán Colón

² *Chronologisch-etymologische Studien zu den iberoromanischen Sprachen und zum Französischen*, Tübingen 1974, 115 p. (*Tübinger Beiträge zur Linguistik* 49).

³ Uno tiene a menudo la impresión de que la máquina se ha «tragado» voces; por ejemplo, en la página 10 las correspondientes a los lemas portugueses *cobertor*, *colmeeiro*, *conduto*, *congro*, *moinho*. Entre paréntesis, por lo que afecta a esta ultima palabra, diremos que el cat. es *moli* y no *molino*, mientras que éste es el vocablo castellano, que ahí está en blanco.

⁴ El Sr. Messner publicó una *Einführung in die Geschichte des französischen Wortschatzes*, Darmstadt 1977, seguida ahora de una *Geschichte des spanischen Wortschatzes*, Heidelberg 1979.